Morgen-Ausgabe.

Posener Zeitung.

Dreiundachtzigster Jahrgang.

Annoncen-Annahme-Bureaus. In Posen außer in der Expedition dieser Zeitung (Wilhelmstr. 17) bei C. H. Ulrici & Co. Breitestraße 14, in Gnesen bei Th. Spindler, in Grätz bei L. Streisand, in Meseritz bei Ph. Matthias.

Annoncen-Annahme-Bureaus. In Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, München, Stettin, Stuttgart, Wien: bei G. L. Daube & Co., Haasenstein & Vogler, Rudolph Mosse. In Berlin, Dresden, Görlitz beim „Invalidendank".

Nr. 502.

Das Abonnement auf dieses täglich drei Mal erscheinende Blatt beträgt vierteljährlich für die Stadt Posen 4½ Mark, für ganz Deutschland 5 Mark 45 Pf. Bestellungen nehmen alle Postanstalten des deutschen Reiches an.

Mittwoch, 21. Juli.

Inserate 20 Pf. die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum, Reklamen verhältnißmäßig höher, sind an die Expedition zu senden und werden für die am folgenden Tage Morgens 7 Uhr erscheinende Nummer bis 5 Uhr Nachmittags angenommen.

1880.

Zehn Jahre Unfehlbarkeit.

Die „Magdeb. Ztg." enthielt dieser Tage eine berliner Korrespondenz, in welcher die Hergänge beim vatikanischen Konzil ausführlich rekapitulirt werden. Wir geben dieselbe hier in ihrer wesentlichen Gestalt als historische Ergänzung unserer gestrigen Ausführungen.

Am 18. Juli 1880 waren es zehn Jahre, daß das vatikanische Konzil die päpstliche Unfehlbarkeit dekretirte. Ein ungemein wichtiger Erinnerungstag im Hinblick auf die dogmatische Bedeutung dieses einschneidendsten aller Konzilienbeschlüsse seit dem Bestehen der katholischen Kirche, denn aus gutem Grunde erinnern wir uns gerade heute, nach zehn Jahren, des Infallibilitäts-Dogmas, weil, um in der Sprache der römischen Kirche zu reden, immer nur Dasjenige wirklich als Dogma gelten kann, was die Kirche in ihrem nachfolgenden Urtheil als unumstößliche Wahrheit erkannt hat. Das ist echt katholische Lehre, von den Kirchenvätern wie von vielen Konzilien ausgesprochen. „Wenn durch irgend eine Erfahrung eröffnet ist, was verschlossen war, und erkannt wird, was verborgen gewesen ist, so müssen die Konzilien ohne alle Widerrede weichen." So der heilige Augustinus, der Begründer der abendländischen Orthodoxie, und Gregor von Nazianz geht sogar noch weiter. Er, als Vorsitzender der zweiten ökumenischen Synode von Konstantinopel, schreibt einem Freunde: „Ich halte dafür, wenn ich wahrhaft schreiben soll, daß ich jede Versammlung der Bischöfe fliehe, denn von keiner Synode habe ich ein gutes Ende gesehen, indem sie nicht sowohl eine Lösung der Uebel zu Stande brachte, als vielmehr eine Mehrung." Noch einen Dritten führe ich an. Petrus de Alliaco, ein hochangesehener Kardinal, erklärte auf dem Konzil von Konstanz: „Nach einigen großen Doktoren kann ein allgemeines Konzilium irren, nicht allein über Thatsachen, sondern auch im Rechte und, was mehr ist, im Glauben; einzig die allgemeine Kirche hat dieses Vorrecht, daß sie nicht irren kann im Glauben." Genau so äußert sich der heilig gesprochene Erzbischof Antonius von Florenz: „Auch das Konzilium kann irren; denn obwohl ein allgemeines Konzilium die ganze Kirche angeht, ist es doch nicht die ganze Kirche, sondern stellt sie nur dar. Daher ist möglich, daß der ganze Glaube sich in einem Einzigen erhalte, in welchem Falle man nach der Wahrheit sagen dürfe, daß der Glaube in der Kirche nicht fehle."

Die historische Betrachtung läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die katholische Christenheit immer nur das als Dogma in sich aufnahm, was ihrem Denken und ihrem Empfinden entsprach, und was von den Konzilsbeschlüssen keine Wirkung auf die Gemüther der Gläubigen ausübte, das ging verloren. Die letzte Instanz über jeden Konzilsbeschluß war immer und bleibt ewig die unsichtbare Macht christlichen Denkens, das sich, unabhängig von jeder einzelnen Willkür, mit einer logischen Nothwendigkeit durch die Massen vollzieht. In den Volksglauben muß jedes Konzilsdogma, wenn es Bestand haben soll, eindringen; ist dies nicht der Fall, so verflüchtigt es sich zu einer historischen Reminiszenz.

Welches Schicksal hat nun in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens die Unfehlbarkeitslehre gehabt? Ist das neue Dogma in den katholischen Glauben übergegangen oder nicht? Hat das Vatikanum von 1870, um mit dem heiligen Gregor zu fragen, Uebel gelöst oder Uebel gemehrt? Es ist Sache der Kirche, Ja oder Nein zu sagen, und ihr Bescheid wird Alle interessiren, denn mit größter Theilnahme hat die ganze gebildete Welt das Thema von der Infallibilität diskutirt. Diese Theilnahme hat auch bewirkt, daß wir über die Geschichte des vatikanischen Konzils ziemlich genaue Aufschlüsse erhalten haben, und diese Aufschlüsse werden für das Schicksal des Dogmas mit entscheidend sein.

Am 8. Dezember 1869 wurde das ökumenische Konzil eröffnet. Von den durch ihr Recht oder durch päpstliches Privilegium dem Konzil gehörigen 1037 Personen waren 764 gekommen, größtentheils Bischöfe aus allen fünf Welttheilen; eine glänzendere Kirchenversammlung hatte Rom nie zuvor beherbergt. Die Berufung des Konzils war ganz ökumenisch vor sich gegangen; sämmtliche Bischöfe hatten Einladungen erhalten, auch die der orientalischen Kirche, und selbst die Protestanten waren geladen, um als die verirrten Söhne in die offenen Arme des heiligen Vaters zurückzukehren. Zu den katholischen beamteten Bischöfen kamen 119 Nominal-Bischöfe in partibus infidelium, Priester, die nur den Titel verloren gegangener Bisthümer führen und blos dadurch Bischöfe sind, daß der Papst ihnen die Bischofsmütze aufsetzt. Hatten nicht Wenige der Bischöfe fürstlichen Besitz hinter sich, konnten sie also glänzend auftreten, so waren dreihundert mittellos und verfielen ganz der Pflege des Papstes. Pius IX., doch etwas besorgt, was werden würde, wenn das Konzil sich in die Länge zöge, bemerkte scherzend: „Ich werde „infallibile" werden (unfehlbar) aber auch „fallito" (bankerott)." Diese Kostgänger des Papstes mußten sich bald allerhand Neckerei und Spott gefallen lassen. „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe" — es ging aber den dreihundert Armen noch nicht einmal so schlecht, wie den einundvierzig spanischen Bischöfen, denn von denen hieß es in Rom: „Wenn der Papst ihnen sagt, die heilige Trinität bestehe aus vier Personen, so glauben sie's auch." Ueberhaupt brachte das Konzil mit seinem Fraktions- und Klub-Wesen viel scharfes Urtheil über Alles und Jeden hervor. Die deutschen und ungarischen Prälaten saßen zusammen, als der Papst gerade sehr ungehalten über die bischöfliche Opposition sich ausgesprochen hatte. Da erhob sich Herr v. Ketteler, der mainzer Bischof, zürnend und sprach davon, wie vor zwei Jahrzehnten sie auf dem besten Wege waren, durch liberale Maßregeln das ganze deutsche Volk zu gewinnen, aber durch „diesen alten Schwachkopf" sich zu seiner illiberalen Weise bestimmen ließen, „und das ist nun der Dank dafür." Man sieht, die hohen geistlichen Würdenträger waren unter sich recht ungenirt; hatte wohl der milde Papst solch eine Beurtheilung verdient?

Das Konzil tagte im rechten Kreuzarm von St. Peter, durch eine bemalte Bretterwand von der übrigen Kirche abgeschlossen. Sehr unglücklich war die Akustik; wer etwas entfernt von der Rednertribüne stand, der hörte nicht ein Wort. Die Patres hätten gern sich anderswo unterbringen lassen, aber der Papst wollte durchaus nicht, und deshalb wurde dem heiligen Vater nachgesagt, ihm wäre überhaupt nichts daran gelegen, daß alle Redner verstanden würden. Pius IX. hat gesagt, vom nahen Grabe des heiligen Petrus würde eine besondere Kraft und Weltüberwindung auf die Väter des Konzils ausströmen. In Wirklichkeit lag dem heiligen Vater wohl viel daran, die Patres in nächster Nähe des Vatikans zu haben, der dem Konzil nicht unverdient den Namen und seiner Majorität den Charakter gegeben hat. Obgleich späterhin über die ganze Versammlung hinweg ein Vorhang gespannt wurde, blieb es immer noch schwierig, sich verständlich zu machen, und vollends unverständlich blieben die Verhandlungen wegen der Sprache. Wer verstand denn von den Patres genug Lateinisch, um Anderen zu folgen und andere zu widerlegen? Es kam hinzu, daß der Engländer ein anderes Latein sprach, als der Franzose, der Deutsche, der Italiener und der Spanier. Dupanloup von Orleans verlas seine vorher ausgearbeiteten Reden, und eben so hatte Bischof Martin von Paderborn die vom Jesuiten Roh ihm aufgesetzten Reden in der Hand. Es kam bald Allen der Gedanke: die Zeiten für ein Oekumenikum sind vorüber, schon aus rein sprachlichen Gründen, das Latein ist keine lebendige Sprache mehr, wie noch in Trient und früher. Darboy von Paris gestand offen: „Ich weiß nicht, was mein Vorredner gesagt hat, denn es darf Niemand in die stenographischen Berichte einsehen." Diese Berichte wurden auch nicht gedruckt, genug, die Verständigung war außerordentlich erschwert, absichtlich so gut wie ganz unmöglich gemacht. Zu Karl Hase, der sich in Rom aufhielt, sagte einer der Bischöfe ohne alle Ironie, er hätte Manches, was er in der Aula nicht verstanden, erst aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erfahren.

Die alten Konzilien umstand das Volk; Geheimnißkrämerei, die wie ein böses Gewissen sich ausnimmt, kam erst in Trient auf und wurde auf dem Vatikanum mit rigoroser Peinlichkeit fortgesetzt. Es sind zwar auch vier öffentliche Sitzungen gehalten worden, aber in ihnen kamen nur die Dekrete zur Verlesung und namentliche Abstimmungen wurden vorgenommen unter dem Vorsitz des Papstes; das Publikum bekam aus der Entfernung nur einen Wald von weißen Bischofsmützen, im fernen Hintergrund auf hohem Stuhl den heiligen Vater zu sehen. Die Generalkongregationen, welche die wirklichen Verhandlungen, auch Entscheidungen durch vorläufige Abstimmung brachten, umgaben sich mit undurchdringlichem Geheimniß. Den Theologen, die nach Rom zur Ausarbeitung von Konzilsvorlagen berufen waren, wurde der Eid der Inquisition auferlegt, und die Konzils-Patres blieben unter Strafe der Todsünde verpflichtet, über die Verhandlungen Schweigen zu beobachten.

Das Alles war 700 Menschen zugemuthet worden; das Geheimniß wurde natürlich nicht gewahrt. Jeder Gesandte wußte täglich seine Regierung, Lord Acton regelmäßig die Presse zu informiren. Die Acton'schen Manuskripte und Materialien gingen Tag für Tag nach München, dort wurden sie redigirt, dort ebenfalls die Konzilsbriefe für die „Allgemeine Zeitung," die wegen ihrer Korrektheit historischen Werth behalten.

Es bestanden zwei Parteien auf dem Konzil, die bischöfliche und die päpstliche; jene war liberal, diese konservativ. Die Bischöflichen hatten bald genug Anlaß, über die Unfreiheit des Konzils zu klagen, denn das Konzil durfte sich nicht einmal selbst eine Geschäftsordnung geben, es erhielt eine solche vom Papst. Die bischöfliche Minorität, aus 150 Köpfen bestehend, blieb deshalb auch in den vier Kommissionen (deputationes de fide, disciplina, regularibus [Klosterleuten], ritu orientali) unvertreten, und nur die Majorität mit ihren 450 Stimmen kam zum Wort. War das Konzil unfrei? Es war von Pius so zusammengesetzt worden, wie er es gebrauchen konnte; in der Zusammensetzung lag das ganze Geheimniß aller Vota. Der heilige Vater verfügte über sehr viele Namen längst verrotteter Bisthümer; wollte er die päpstliche Partei noch stärker haben, so brauchte er nur noch mehr Nominalbischöfe zu ernennen. Aber die ad hoc ernannten Patres genügten.

Als sie drei Monate lang getagt hatten, war die Opposition der Bischöflichen so stark und so leidenschaftlich geworden, daß die Geschäftsordnung eine Verschärfung erfuhr. Es half Alles nichts, der Widerspruch wurde nur noch erregter, Döllinger's Kritik der neuen Geschäftsordnung fand den Beifall aller Bischöflichen. „Die Kirche muß die Gewißheit besitzen", sagte der gelehrte Kirchenhistoriker, „daß physischer und moralischer Zwang, Furcht, Leidenschaften, Verführungskünste, Dinge, wie sie gar so oft gewirkt haben, nicht auf dem Konzil übermächtig geworden sind, daß also die wahre Freiheit dort geherrscht habe." Das Alles brachte den heiligen Vater sehr auf; er zürnte namentlich den deutschen Bischöfen, die er im Verdacht hatte, sie wären durch den Umgang mit Protestanten verdorben worden. Als nun vollends Bischof Stroßmayer gegen das Schema vom Protestantismus eiferte und gelegentlich bemerkte, Schriften von Leibniz und Guizot könne getrost jeder Katholik lesen, da donnerte ihm die Majorität ein zürnendes: Et tu haeretice! entgegen, und so stürmisch wurde der Tumult, daß die Sitzung geschlossen werden mußte. Bewirkt hatte ja der Häretiker viel — das Schema gegen den Protestantismus verschwand, denn auch Harry Arnim hatte gedroht, er würde sofort von Rom abreisen, sobald das Konzil eine Injurie gegen den Protestantismus ausspräche.

Den Mächten fiel es sonst nicht ein, sich um das Konzil zu bekümmern. Hohenlohe-Schillingsfürst hatte zwar als bairischer Minister seine großen Bedenken gegen ein Infallibilitäts-Dogma, allein der norddeutsche Kanzler widerrieth jede Einmischung in römisch Theologisches, und Antonelli, dies Argument aufgreifend, ließ überall hin sagen, nur um einen theologischen Grundsatz handle sich's, in der Praxis werde die Kurie mit gewohnter Mäßigung und Milde alle vorgefundenen Rechte und Verhältnisse schonen. So ruhig wie die Diplomatie blieb das große Publikum, das katholische wie das akatholische; nur die Patres standen schroff wider einander, und es wäre in der Aula wohl noch zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht nach monatelangen Debatten namentlich der Papst das Verlangen gehabt hätte, die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Die Arbeiten lagen so, daß am Peter-Paulusfest das Konzil geschlossen oder vielmehr vertagt werden sollte; aber bis zur Abstimmung über das neue Dogma war erst noch die widerspänstige Minorität zu gewinnen oder zu beseitigen. Am 13. Juli ging in der Generalkongregation die vorläufige Abstimmung vor sich, und 451 sagten Ja, 62 Ja mit Vorbehalt, 88 Nein, 77 enthielten sich der Abstimmung. Was geschah weiter? Die Minorität entsandte eine Deputation an den Papst: er solle das Infallibilitätsschema zurückziehen, allermindestens aber solle er den Zusatz streichen, durch welchen der Papst berechtigt wird, unmittelbar allezeit in die Rechte jedes bischöflichen Sprengels einzugreifen; auch solle er seine Unfehlbarkeit nur für diejenigen Entschließungen beanspruchen, welche der heilige Vater gegründet auf das Zeugniß der Kirche fasse. Es war sehr interessant, daß der Papst den Wortlaut des Dekrets, wie es die Kardinal-Legaten formulirt hatten, noch gar nicht kannte. Wenn er es gelesen, werde er sehen, was sich machen lasse, im Uebrigen aber sei ja die ganze katholische Christenheit über das Unfehlbarkeitsprinzip einig. Da drängte sich der Bischof v. Ketteler vor; er warf sich vor dem Papst nieder und flehte Minuten lang, der Vater der katholischen Welt möge der Kirche durch etwas Nachgiebigkeit den Frieden und die verlorene Einigkeit wiedergeben. Der westfälische Edelmann, der Nachfolger der alten Reichserzkanzler, lag zu den Füßen des Papstes — der Papst entließ die Deputation mit tröstlicher Erwartung. Aber noch vor Schlafengehen war der heilige „unfehlbare" Papst durch Manning und Senestrey, den regensburger Bischof, umgestimmt, und mit der Minorität wurde ein Kompromiß abgeschlossen: am 17. Juli war sie willig geworden, sofort von Rom abzureisen, und so gaben denn in der entscheidenden vierten öffentlichen Sitzung 533 Patres ihr Ja ab, nur 2 Bischöfe, Riccio von Cajacco und Fitz-Gerald von Little-Rock hatten den Muth, mit Nein zu stimmen. Um 1 Uhr Nachmittags sollte das Dogma zur Verkündigung kommen, und der Thron des Papstes war so hergestellt, daß in dem Augenblick der Proklamation ein Sonnenstrahl aus der Kuppel auf den Papst fallen konnte. Aber der Himmel verfinsterte sich, und ein furchtbares Gewitter zog herauf. Unter Donner und Blitz votirten die Patres, und so dunkel blieb es während der ganzen Verkündigung des neuen Dogmas, daß dem Papst eine Kerze vorgehalten werden mußte, um die dogmatische erste Konstitution von der Kirche (Pastor aeternus) zu verlesen. An die Verlesung schloß sich eine päpstliche Fürbitte an die zögernde Minorität; sie solle an die Brust ihres Vaters zurückkehren, damit er sie Alle umarme und sie mit ihm, dem Papst, gegen die Feinde der Kirche arbeiten.

Der Papst entließ sein Vatikanum nicht sogleich, aber als Italien Rom zur Hauptstadt nahm — es folgten der Verkündigung des neuen Dogmas große weltgeschichtliche Dinge: Sedan und das einige Italien —, entließ der Papst die Prälaten am 20. Oktober auf eine bequemere Zeit. Nur vertagt ist das Konzil, die Aula im rechten Arm der Peterskirche ist bis auf den heutigen Tag verschlossen und unberührt geblieben. Wird sie die heilige Versammlung je wieder aufnehmen? Nach den Beschlüssen des 18. Juli 1870 hat ein ökumenisches Konzil keinen Sinn mehr.

⌒ [Das neue Tabakssteuer-Gesetz vom 16. Juli 1879.] Zu dem vorstehenden Gesetze ist am 25. März d. J. eine Bekanntmachung und unterm 29. Mai c. eine Veröffentlichung der Dienstvorschriften erschienen, während unter dem gleichen Tage ein Regulativ betr. die Niederlagen für unversteuerten inländischen Tabak und am 16. Juni 1880 ein Regulativ über die Kreditirung der Tabaksgewichtssteuer veröffentlicht worden ist. Die Anmeldungen der Tabakspflanzungen, welche bis zum 15. Juli jeden Jahres geschehen müssen, sind nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen bereits erfolgt und wurden die dazu erforderlichen Formulare den betreffenden Steuerstellen direkt von der Reichsdruckerei in Berlin geliefert. Für 100 Kilogramm beträgt die Steuer im Jahre 1880: 20 M., in 1881: 30 M. und 1882: 45 M., so daß im letzteren Jahre die Steuererhöhungen für Tabak abgeschlossen erscheinen. Neu ist in dem Gesetze vom 16. Juli v. J. die Bestimmung, daß die Tabakspflanzer für die Vorführung einer bestimmten Menge Tabaks zur Verwiegung zu haften haben und geht diese Verpflichtung, wenn vor der Ernte ein Wechsel in der Person des Inhabers des Grundstücks eintritt, auf den neuen Inhaber über, ohne Rücksicht auf die von den Interessenten getroffenen Verfügungen. Die Ermittelung der zu vertretenden Blätterzahl oder Gewichtsmenge liegt der Steuerbehörde ob und sind diese Ermittelungen an Ort und Stelle unter Zuziehung von Vertretern der Gemeindebehörde und von Sachverständigen vorzunehmen. Der Termin, an welchem diese Abschätzung geschehen soll, wird den Tabakspflanzern jedes Ortes vorher bekannt gemacht. Dem Tabakspflanzer steht es jedoch frei, vor diesem Termine eine schriftliche verbindliche Deklaration der Anzahl der Pflanzen und der durchschnittlichen Blätterzahl event. der mindestens zur Verwiegung zu stellenden Gewichtsmengen einzureichen, welche geprüft und wenn sich nichts zu erinnern findet, acceptirt wird. Um diese Abschätzungen vornehmen zu können, sind besondere Vorschriften für den Tabaksbau selbst gegeben: die Pflanzung ist in geraden Reihen mit gleichen Abständen der einzelnen Pflanzen von einander und gleichen Entfernungen der Reihen von einander anzulegen; der Tabak darf nicht mit anderen Bodengewächsen gemischt angebaut werden, vor der amtlichen Festsetzung der Blätterzahl resp. der Gewichtsmenge darf keine Behandlung (Köpfen, Ausgeizen ꝛc.) des Tabaks vorgenommen werden ꝛc. Für Tabakspflanzungen auf Grundstücken von weniger als 4 Ar kann auch die Besteuerung nach dem Flächenraum eintreten und beträgt dann die Steuer für einen Quadratmeter der mit Tabak bepflanzten Grundfläche jährlich für 1880: 2 Pf., für 1881: 3 Pf., für 1882 und die folgenden Jahre 4,5 Pf. Die festgesetzten Steuerbeträge sind bis zum 15. Juli des auf das Erntejahr folgenden Jahres einzuzahlen. Ein Erlaß der Steuer tritt ein, wenn durch Mißwachs oder andere Unglücksfälle, welche außerhalb des gewöhnlichen Witterungswechsels liegen, die Ernte ganz oder zu einem größeren Theile verdorben ist. Ebenso kann ein entsprechender Steuererlaß gewährt werden,. wenn der geerntete Tabak ganz oder theilweise durch Feuerschaden zerstört wird. Auch eine Fixation der Besteuerung nach dem Flächenraum oder der Gewichtssteuer kann in Fällen eintreten, wo die örtlichen Verhältnisse eine Durchführung der gegebenen vorstehend beregten Vorschriften nicht gestatten. Die Verwendung von Tabakssurrogaten ist durch besondere Anordnungen geregelt.

Deutschland.

+ **Berlin,** 19. Juli. In diesen Tagen ist gerade ein Jahr vergangen, daß der im Bundesrathe auftauchende Gesetzentwurf über die zweijährige Etatsperiode in allen politischen Kreisen eine nicht geringe Aufregung hervorrief. Und diese Aufregung hat angehalten bis zum Beginn der Reichstagssession. Die Behandlung, welche der Gegenstand alsdann seitens des Reichstags erfuhr, ist ohne Beispiel in unserm parlamentarischen Leben. Am 12. Februar, am Tage der Sessionseröffnung, war die vom Bundesrath angenommene Vorlage dem Reichstage zugegangen, und erst eine Woche vor dem Schluß der Session, am 1. Mai, versuchte der Präsident, sie auf die Tagesordnung des Hauses zu setzen. Alle Welt wußte, daß dies nur pro forma geschah, thatsächlich war der Gesetzentwurf längst zu den Todten gelegt. Man hat nicht viel Aufsehens von diesem seltsamen Ausgange gemacht; aber er war doch das charakteristischste Symptom für unsere inneren Zustände, welches der letzte Reichstag geliefert hat. In jedem konstitutionell normal situirten Lande würde eine derartige Behandlung einer so ungemein wichtigen amtlichen Vorlage den denkbar schroffsten Bruch zwischen Parlament und Regierung bedeuten. Bei uns ist es — parador genug! — fast das gerade Gegentheil. Selbstverständlich würde der Reichstag ohne Säumen in die Berathung des Gesetzentwurfs eingetreten sein, wenn die Regierung ernstlich Gewicht darauf gelegt hätte, die Thatsache, daß sie dies nicht gethan, beweist, daß sie die Debatte nicht wünschte, und der Reichstag that ihr sonach geradezu einen Gefallen, wenn er die Vorlage todtschwieg. — Aber wie ist es erklärlich, daß die Regierung sich plötzlich gegen ihr eigenes Werk so gleichgültig verhalten konnte? Die Offiziösen haben glauben machen wollen, daß die Raschheit, mit welcher der Reichstag die Budgetberathung erledigte, den eigentlichen Zweck des Gesetzentwurfs bereits erfüllt habe. Eine schwächere Ausrede ist nicht denkbar. Der Reichstag hat diesmal für die Etatsberathung nicht nur nicht weniger, sondern sogar mehr Zeit gebraucht, als sonst; während der Etat sonst in 9 oder 10 Plenarsitzungen erledigt wurde, ist es diesmal in 14 Sitzungen geschehen. Nein, es giebt nur die eine Erklärung, daß die Regierung das Gesetz nicht als eine Gabe des Zentrums entgegennehmen wollte. Und nur so hätte sie es erhalten können; denn die nationalliberale Fraktion war einstimmig entschlossen zur Ablehnung. Welch' triftige Gründe Fürst Bismarck haben mußte, sich vom Zentrum im Reichstage nicht Dienste leisten zu lassen, für welche er später im Abgeordnetenhause zu Gegendiensten aufgefordert sein würde, kann man sich nach den Vorgängen der Nachsession des Landtags leicht vorstellen. Es ist demnach sehr begreiflich, daß er lieber auf das Gesetz verzichtete. Nichtsdestoweniger bleibt dieser Ausgang eine Niederlage der Regierung. Daß sie sich dieselbe in solcher Weise zuziehen konnte, ist bezeichnend für das bei uns herrschende konstitutionelle System. Es beweist nicht nur, daß die Regierung mit der Mehrheit des Reichstags ohne Einverständniß, sondern auch, daß sie sich über ihre eigene Stellung zu den Parteien nicht klar ist. Nach der Weise, wie das Etatsperiodenprojekt im vorigen Jahre, unmittelbar nach der durch eine klerikal-konservative Majorität erfolgten Annahme des Zollgesetzes, in Szene gesetzt wurde, konnte kaum ein Zweifel darüber sein, daß auch in diesem Fall auf dieselbe Majorität gerechnet wurde. Die Haltung des Zentrums im Abgeordnetenhause gegenüber den Eisenbahnankäufen der Regierung wird dann die Sympathien für diese Koalition wohl erheblich gemindert haben. Wenn trotzdem von den Regierungsorganen mit ungeschwächter Intensität an der Etatsperiodenvorlage festgehalten wurde, so muß man der Hoffnung gewesen sein, daß die Nationalliberalen sich würden gewinnen lassen. Und doch war für solche Hoffnung auch nicht der geringste thatsächliche Boden gegeben. Schwerlich wird in irgend einem andern konstitutionell regierten Lande ein gleicher Mangel an Fühlung der Regierung mit dem Parlament zu finden sein, schwerlich aber auch eine gleiche Fähigkeit der Regierung, die bedeutsamsten Gesetzentwürfe, sobald sich deren Aussichtslosigkeit herausstellt, ohne Sang und Klang fallen zu lassen. Fürst Bismarck kann sich das erlauben. Eine überaus komische Rolle aber spielen dann in solchen Fällen diejenigen, welche sich für die Projekte des Kanzlers mit blindem Feuereifer in die Schanze geschlagen haben. Ein halbes Jahrlang haben die anerkannten Organe der konservativen Parteien und auch sonstige „unabhängige“ Blätter sich in allen möglichen und unmöglichen Beweisführungen für die dringende Nothwendigkeit der zweijährigen Budgetperiode erschöpft, um von dem Augenblicke an, da das Interesse des Fürsten Bismarck an der Vorlage erloschen war, mit keiner Silbe mehr auf dieselbe zurückzukommen! — Wenn nach alledem jetzt von einer Wiederaufnahme des Projekts der zweijährigen Etatsperiode die Rede ist, so handelt es sich offenbar um eins jener werthlosen Gerüchte, an welchen die dürre Jahreszeit reich zu sein pflegt. Allem Anscheine nach könnte Fürst Bismarck heute weniger als je daran denken, sich die zweijährige Budgetperiode vom Zentrum schenken zu lassen. Auf nationalliberaler Seite aber würde der Plan nach wie vor auf eine gleich entschiedene Ablehnung stoßen. Wenigstens für die Dauer der gegenwärtigen Legislaturperiode also wird der Reichstag wohl vor neuen Zumuthungen in dieser Richtung bewahrt bleiben.

— Allseitig wird jetzt bestätigt, daß auch in diesem Jahre eine Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem österreichischen Kaiser Franz Josef stattfinden solle. Anfänglich hatte man dafür Aussee in Aussicht genommen; jedoch gedenkt Se. Majestät der Kaiser den Besuch des österreichischen Monarchen in Gastein zu empfangen.

— Der Chef der Land-Gendarmerie hatte vor einiger Zeit die Gendarmen angewiesen, den ihnen von Zivilgerichten zugehenden Zeugen-Vorladungen nicht zu folgen, sondern die Befehle ihrer Vorgesetzten erst abzuwarten. Da indessen die §§ 343 der Zivil- und 48. Strafprozeß-Ordnung nur bei Personen, die zu der aktiven Armee und Marine gehören, Ladungen durch die Militärbehörden vorschreiben, so entstanden zwischen den Gerichten, welche die vorerwähnte Anweisung des Land-Gendarmerie-Chefs unmöglich als rechtsgiltig ansehen konnten, und den Gendarmen beziehungsweise deren Vorgesetzten Konflikte, welchen dadurch ein Ziel gesetzt worden ist, daß die Verfügung der Chefs der Land-Gendarmerie aufgehoben wurde.

— Der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten hat in Ausführung des am 1. d. Mts. in Kraft getretenen Feld- und

---

Berliner Briefe.

Noch einmal beginne ich mit Faust. Der Juli hat doch seine Rechte geltend gemacht. Wenn ich in meinem vorigen Briefe meinte, die durchgreifenden Kürzungen garantirten einen dauernden Erfolg, so habe ich mich getäuscht. Im Grunde freilich habe ich selber nicht an einen solchen geglaubt — aber wer mag immer Unheil prophezeien. Es ist dem Publikum zu viel geworden; schon vor acht Tagen erzählte mir Jemand, das Parquet sei nur zu einem Drittel gefüllt gewesen. So werden denn die Faustvorstellungen schon mit diesem Monate ein Ende nehmen. Können wir deshalb die Berliner — d. h. diejenigen, welche überhaupt zu Hause sind — anklagen? Ich finde nicht; ich meine im Gegentheil, daß sie gewissermaßen Recht haben, eine solche Faustaufführung nicht zu einem Monate lang gegebenen „Zugstück“ werden zu lassen, das schließlich gleichgiltig heruntergespielt und nur aus Neugier betrachtet wird. Dazu ist diese erhabenste Dichtung des deutschen Genius zu gut. Sie stellt außergewöhnliche Ansprüche und will deshalb auch in außergewöhnlicher Weise dargeboten werden. Hierzu nehme man die erschwerenden Umstände, welche in der großen Stadt selbst liegen. Es ist für einen mehr nach außen Wohnenden keine Kleinigkeit, zwei Abende hintereinander die Reise nach dem Victoriatheater mit der Aussicht zu unternehmen, erst am frühen Morgen wieder den häuslichen Heerd erreichen zu können. Etwas Anderes wäre es, wenn eine solche Vorstellung nur von Zeit zu Zeit, etwa alle halbe Jahre, arrangirt würde. Allein dies vermag ein Privattheater nicht. Es bleibt demnach noch immer den königlichen Theatern, die ja vielleicht doch noch einmal bessere Zeiten erleben, vorbehalten, eine würdige Faustaufführung ins Werk zu setzen. Im Uebrigen fehlt es nicht an leichteren theatralischen Unterhaltungen. Zuerst ist Signora Bianca Bianchi zu nennen, die nunmehr für 5000 M. ihr angekündigtes Gastspiel an der Kroll'schen Bühne absolvirt hat. Weshalb die Dame sich der Partei der „Weißen“ (bianchi) angeschlossen hat, ist nicht recht zu ersehen, von Hause aus ist sie nämlich eine geborene Schwarz und eine gute Deutsche. Daß der schöne Sommerabend Alles, was den Eintrittspreis bezahlen konnte, nach Kroll hinausgelockt, versieht sich von selbst. Allein man war ziemlich kritisch gestimmt. Wenn die Reklametrommel gar zu stark gerührt wird, dann denkt der Berliner: „Erst abwarten“, Auch besitzt die junge Dame nicht jene blendende Erscheinung, welche, schon ehe die Inhaberin den Mund öffnet, mit ihrem stummen Gesange (um ein Wort des alten Gottfried von Straßburg zu gebrauchen) alle Herzen erobert. Erst langsam vermochte die Sängerin dies zu thun, durch ihre wohlgeschulte Stimme und ihre vortreffliche Koloratur, so daß sie sich eigentlich bis zu ihrem zweiten Auftreten gedulden mußte, um zu sehen, wie sich die Berliner benehmen, wenn sie stürmisch applaudiren. Und so hielten denn die drei bekannten, und durchaus nicht mehr so gar jungen Damen, Elwina die Nachtwandlerin, Marie die Regimentstochter und Lucia von Lammermoor nach einander ihren abermaligen Triumphzug über die Bühne. — Auch draußen im Nationaltheater giebt es ein Gastspiel, hier nützt eine Anzahl wiener Künstler, die an dem vielgerühmten und vielgeschmähten Ereigniß der münchener „Mustervorstellungen“ nicht Theil nimmt, die Ferien aus, unter ihnen Frau Matthes-Röckel, die begabte Tochter des einstigen sächsischen Revolutionärs, welche nach mannigfachen Irrfahrten und trüben unverdienten Schicksalen endlich wieder im sichern Hafen des Burgtheaters einen Platz gefunden hat, und Baumeister, der, wie so viele der berühmtesten wiener Künstler, keineswegs an der schönen blauen Donau geboren ist, sondern in dem Publikum, vor welchem er jetzt spielt, die Einwohner seiner geliebten Vaterstadt begrüßt. Diesem Gastspiel war ein anderes „Wienerisches“ voraufgegangen, das des Ehepaares Mitterwurzer. Frau Mitterwurzer ist eine geniale Naive, die nur den einen Fehler hat, daß sie leicht in Uebertreibungen verfällt; Herr Mittwurzer kränkelt bei allem Talente an einer unüberwindlichen Neigung zum Bizarren, die sich denn auch auf das Auffälligste in seiner Darstellung des Franz Moor offenbarte.

Das ist Abwechselung genug, trotz der Ferienruhe, die sich über die Stadt gebreitet hat, trotz der Stangen'schen und Riesel'schen Extrazüge, die immer neue Schaaren nach Baiern und der Schweiz entführen. Was wollen sie gegen die Menge besagen, die sich Abends oder an Sonntag-Nachmittagen auf die Beine macht, sei es einem Feuerwerke im zoologischen Garten oder der neuen Welt (— wo letzthin bei einer solchen Gelegenheit 14,000 Billete verkauft wurden —) beizuwohnen, oder in der Umgegend frische Luft zu schnappen und das althergebrachte Vergnügen einer Landpartie zu genießen. Daneben giebt es jedoch auch ernstere Dinge zu thun. Eine große Bewegung hat gegenwärtig in den Kreisen des Tischlerhandwerks Platz gegriffen. Die Berliner Tischlerei war von Alters her berühmt und versorgte weit und breit die Welt mit ihren Arbeiten. Die Gründerzeit hat ihre sichere Basis verrückt. Was man lieferte, war theils schlecht theils so theuer, daß es bereits billiger war, sich seine Möbel aus Paris kommen zu lassen. Allerdings hat sich jetzt das Gewerbe wieder gehoben und besonders am Aufschwung des Kunstgewerbes reichlich Theil genommen. Eine Nachwirkung seiner bösen Periode dürfte noch in dem Umstande zu sehen sein, daß sonderbarer Weise fast alle groben Verbrecher der letzten Zeit (die Mörder der Wittwe Sommer, der Mörder des Schutzmannes Schulz) sich als Tischlergesellen auswiesen. Es geht doch nicht, dergleichen auf den bloßen Zufall zurückzuführen. Jetzt nun agitiren die Gesellen für eine Erhöhung des Lohnes um zehn Prozent. Es mag schon sein, daß der Lohn unverhältnißmäßig niedrig ist, denn um den verloren gegangenen Vorsprung einzuholen, mußte man natürlich sehr billig arbeiten und in der That erstaunt man, wenn man die jetzigen Preise mit denen vergleicht, wie sie etwa vor sechs Jahren gefordert wurden. Auch spricht es für die Gerechtigkeit der Agitation, daß dieselbe sehr maßvoll auftritt. Ist es nicht erfreulich, wenn die Gesellen erklären, sie selber könnten eine allgemeine Arbeitseinstellung nur als ein Unglück betrachten und würden selbst im äußersten Falle nur von partiellen Arbeitseinstellungen Gebrauch machen? Wie anders ging es noch her, als die sozialistischen Demagogen das große Wort führten! Damals war gerade das Tischlergewerbe mit der ergiebigste Boden für ihre böse Aussaat. Sollte nicht hier eine heilsame Wirkung des Sozialistengesetzes vorliegen? Der Streit zwischen Arbeitsgebern und Arbeitsnehmern läßt sich ja niemals ganz ausgleichen. Aber es muß dafür gesorgt werden, daß dieser Streit nicht gleichsam mit vergifteten Waffen gefochten werde, wie solche den Arbeitern früher aus den Arsenalen der Sozialdemokratie geliefert wurden. Es ist schon viel gewonnen, wenn derartige Fragen nur vom sachlichen Standpunkt aus erörtert werden: wesentlich wird hierdurch die gegenseitige Verständigung erleichtert.

Die allgemeinste Theilnahme ruft das Unglück hervor, von welchem Professor Mommsen betroffen. Kann man sich ein tragischeres Schicksal denken? Ist auch nicht so viel in den Flammen umgekommen, wie man Anfangs fürchtete, so scheint dies doch leider mit den Vorarbeiten der römischen Kaisergeschichte der Fall zu sein. Welche Einbuße erlitte die Wissenschaft, wenn

Forstpolizei-Gesetzes folgende Anordnungen getroffen: 1) Die Zuwiderhandlungen gegen dieses Gesetz sind, mit Ausnahme der nach §. 20 und §. 21 zu strafenden Vergehen insgesammt Uebertretungen. Gesetzlich sind die Ortspolizeibehörden befugt, wegen Uebertretungen Geldstrafen bis zu 15 M. oder Haft bis zu 3 Tagen, oder eine etwa verwirkte Einziehung zu verhängen. Diese Befugniß ist für die Uebertretungen des Feld- und Forstpolizeigesetzes ausdrücklich aufrecht erhalten. Bei der Einfachheit dieser Uebertretungen wird zur Abkürzung des Verfahrens empfohlen, die Straffälle so viel wie möglich im Wege polizeilicher Strafverfügung zu erledigen, weshalb die Forst- und Feldhüter, sowie die sonstigen Sicherheitsbeamten anzuweisen sind, ihre Anzeigen nicht dem Amtsanwalt, sondern der Ortspolizeibehörde zu machen. 2) Dieselbe Ortspolizeibehörde, welche die Strafe festzusetzen hat, ist auch für die Entscheidungen über Ersatzgeld und Pfändung zuständig. Erst in den höheren Instanzen unterscheidet sich das Verfahren, indem der gegen die Strafverfügung gerichtete Antrag auf gerichtliche Entscheidung die Sache an die ordentlichen Gerichte, die Klage gegen den Bescheid über Ersatzgeld und Pfändung die Verwaltungs-Gerichte bringt. 3) Die Feldhüter, Ehrenfeldhüter und Forsthüter sollen ein Amtsabzeichen bei sich führen und bei Ausübung des Amts auf Verlangen vorzeigen. „Das Dienstabzeichen kann etweder eine Uniform oder ein anderes amtliches Abzeichen, und letzteres eine Dienstmütze, Brustschild mit Adler u. s. w. sein. Haben die betreffenden Beamten als solche im Dienst eine Uniform zu tragen, so ersetzt diese das Dienstabzeichen, und es braucht daneben nicht ein besonderes Abzeichen getragen zu werden. Für die Forstbeamten sind diejenigen Uniformen beziehungsweise Abzeichen, welche, nach den bestehenden Vorschriften, bei Wahrnehmung des Forstschutzes zu tragen sind, unverändert beizubehalten." 4) Das Gesetz setzt alle, dem Feld- und Forstpolizeigesetze entgegenstehenden Gesetze, ferner alle in Feld- und Forstpolizeigesetzen enthaltenen Strafbestimmungen, mögen solche dem neuesten Gesetze entgegenstehen oder nicht, außer Kraft. Die dem neuesten Gesetze nicht entgegenstehenden Vorschriften sind daher mit Ausschluß der Strafbestimmungen in Kraft geblieben. Was die Polizei-Verordnungen betrifft, so sind diejenigen, deren Bestimmungen in dieses Gesetz aufgenommen sind oder dem letztern entgegenstehen, aufgehoben. Sonst sind aber die Polzeiverordnungen, namentlich auch deren Strafbestimmungen bestehen geblieben, da das Gesetz „nur die gesetzlichen, nicht auch die polizeilichen Strafbestimmungen beseitigt hat."

— Wie verlautet, soll jetzt auch die **Beschränkung der Aktiengesellschaften** ernstlich in Angriff genommen werden. Wie das „B. Tgbl." hört, hat der Staatssekretär im Reichsjustizamt nunmehr die Geheimen Räthe **Hagens** und **Degen** beauftragt, auf Grund der bisherigen Vorarbeiten einen bezüglichen Gesetzentwurf auszuarbeiten, welcher dem Bundesrath in der nächsten Session und alsdann auch dem Reichstage vorgelegt werden soll.

— Die nächste **Verstaatlichung von Eisenbahnen** wird vermuthlich die bergisch-märkische, die anhalter und die thüringer Bahn zum Gegenstand haben.

— Die **Berufung deutscher Beamten und Stabsoffiziere nach Konstantinopel** in den Dienst des Sultans giebt der auswärtigen Presse unerschöpflichen Stoff. Der „**Pester Lloyd**" erzählt:

„Die um ihren orientalischen Handel besorgten Engländer sehen in der ganzen Affaire eine Intrigue Bismarck's, die wohl schwerlich darin zu entdecken; eher könnte man an einen geschickten Schachzug der Pforte glauben, wenn man ihr die Findigkeit in solchen Dingen zutrauen könnte. Der Hergang der Sache war folgender: Vor einiger Zeit wandte sich der Sultan an den Kaiser Wilhelm um die Unterstützung einiger befähigten deutschen Finanzbeamten zur Reorganisation des ottomanischen Finanz-Departements. Der deutsche Kaiser willfahrte diesem Ansuchen, und einer der designirten deutschen Beamten ist bereits in Konstantinopel eingetroffen. Er wurde mit Auszeichnung empfangen, erhielt Appartements im Palaste zu seiner Disposition und soll bestimmt sein, die Stelle eines Unter-Staatssekretärs im Finanzministerium einzunehmen. Einer seiner Kollegen, dessen Ankunft dieser Tage erfolgen wird, wird die Stelle eines Zolldirektors erhalten. Noch andere Beamte werden folgen und sämmtlich hohe Posten im Finanz-Departement einnehmen."

Ueber die Absicht, welche Fürst Bismarck bei der Maßnahme verfolge, äußert sich die wiener „Presse":

„Es lag dem deutschen Kanzler nahe, heute, wo die Finanz- und die damit verbundene Souveränetätsfrage in Konstantinopel wieder zu einem **speziellen englisch-französischen Streitpunkte** sich auszugestalten droht, den Raufenden das europäische Interesse an diesem Knotenpunkt der Orientdinge unsanft ins Gedächtniß zu rufen, und dies ist in der wirksamsten Weise geschehen, indem der deutsche Regierungsbeamte sich Herrn Göschen als Mandatar des Sultans vorstellte. Der Effekt konnte nicht drastischer sein. — Weiter hat es keinen Zweck. Der **Sultan** denkt im Ernste nicht daran, sich unter die Kontrole Deutschlands zu stellen, so wenig wie Fürst Bismarck glaubt, daß ein Varnbüler zweiten Ranges die Reform der türkischen Staatswirthschaft durchführen werde. Auch die deutsche Wissenschaft steht angesichts dieses Wirrwarrs und dieser unverbesserlichen Korruption einer solchen Aufgabe ohnmächtig gegenüber und so wenig er die Knochen eines pommerschen Grenadiers für die Orientdinge riskirt, so wenig wird der Kanzler die Verantwortlichkeit eines seiner Beamten für die Türkei exponiren. Ihr Schicksal wird durch die wirthschaftliche Expedition der deutscher National-Oekonomen nicht aufgehalten, die im Gegentheil die Folge haben dürfte, die streitenden Parteien in Paris, London und Petersburg an die heute vergessene Wahrheit zu erinnern, daß sie nicht allein mit dem Erben des Khalifen zu schalten berufen sind. Das Bewußtsein dieser Thatsache kann nur eine Verständigung beschleunigen; inzwischen hat der Sultan seine Gegner geärgert und Fürst Bismarck sie verwarnt; das Geschäft ist also beiderseitig."

Unangenehm berührt zeigt sich eigentlich nur die englische Presse.

— Wie die „Trib." meint, dürfte ein **nationalliberaler Parteitag** doch noch im Herbst zu Stande kommen. Wenigstens fangen jetzt auch die Blätter des „rechten Flügels" der Nationalliberalen an, sich ebenfalls dafür zu interessiren, und durch mehrere Zeitungen geht die Nachricht, daß man Herrn v. Bennigsen zu bestimmen suche, sich seinerseits für das Zustandekommen desselben zu erwärmen. Wir können im Interesse des Liberalismus nur wünschen, daß mit solchen Plänen einmal ernst gemacht werde, denn es mehren sich täglich die Anzeichen, daß die Bevölkerung, welche nationalliberal gewählt hat, mit der Haltung des „rechten Flügels" der Fraktion nicht einverstanden ist. Wenn die „Köln. Ztg." eine Zuschrift aus Süddeutschland erhält, die darauf hinweist, „daß die nationalliberale Partei auf dem Reichsboden sich entwickelt habe", so ist das allerdings unbestreitbar. Wir wissen nur nicht, wie das zur Sache gehört. Es scheint fast, als ob Diejenigen, deren Anschauungen die „Köln. Ztg." ausdrückt, meinen, beim „Kulturkampfe" handle es sich nur um eine **preußische** Angelegenheit! Wenn man allerdings dieser irrthümlichen Anschauung huldigt, dann hat man sich in die Sache noch nicht vertieft. In Preußen erscheint der Kulturkampf allerdings am schärfsten, weil hier die Mischung der Bevölkerung nach Konfessionen die größte ist, allein abgesehen davon, daß der Reichskanzler in seiner Person auch das Präsidium des preußischen Staatsministeriums vereinigt und so Preußen mit dem Reiche untrennbar verknüpft, ist doch auch nicht zu vergessen, daß das Zivilstandsgesetz ein Reichsgesetz ist, und daß auch das sogenannte „Expatriirungsgesetz" unter Mitwirkung des Reiches, wenn auch zunächst nur mit Wirksamkeit in Preußen, geschaffen wurde. Gerade in Süddeutschland ist der Kulturkampf nicht ohne Bedeutung, und man sollte sich dort wohl hüten, dem schwächlichen Nachgeben der Nationalliberalen, welche das kirchenpolitische Gesetz genehmigt haben, Beifall zu zollen. Die „Oberhessischen Nachrichten" schlagen als Bekämpfungsmittel gegen den „anarchischen Zustand" der Partei einen Parteitag für die Nationalliberalen aller außerpreußischen Staaten vor, der sich mit der Neuorganisation der Partei beschäftigen und so ein festes Zusammenhalten derselben bei den nächsten Reichstagswahlen herbeiführen soll. Es wäre dies ein gutes Mittel, um Klarheit in die Sachlage zu bringen, die unbedingt nothwendig ist, wenn die nationalliberale Partei wegen Unklarheit ihres Programms **ganz aus unserm öffentlichen Leben verschwinden soll, in dem sie bis jetzt** einen höchst wichtigen Faktor gebildet hat.

Liegnitz, 19. Juli. [**Brand auf der Gewerbe-Ausstellung.**] In Folge heftigen **Gewitters schlug** bedauerlicher Weise **ein Blitz in den hübschen Forstpavillon** und brannte derselbe theilweise nieder. Nahezu **sämmtlicher** Inhalt dieses Pavillon, die kostbarsten Geweihe und alle anderen Gegenstände sind gerettet, und ist der entstandene Schaden ein sehr unbedeutender. Innerhalb weniger Tage wird der Forstpavillon wieder hergestellt sein und ist der Gesammtverkehr der Ausstellung **durch Nichts tangirt**. Der Besuch ist ein täglich steigender und reussirt das Unternehmen nach jeder Richtung hin.

Kassel, 18. Juli. Die **Angelegenheit Weyrauch-Ochs** ist noch nicht zum Abschluß gelangt, es scheint vielmehr, als wenn auf beiden Seiten noch mancherlei Erklärungen in Vorrath sind. Das „Hess. Tageblatt", zugleich Kreisblatt für den Kreis Kassel, enthält einen Artikel, worin darüber geklagt wird, daß die Presse ein so maßloses Kapital aus der Angelegenheit geschlagen hat und in welchem einige thatsächliche Vorgänge anders geschildert werden, als sie Oberbrandmeister Ochs dargestellt hat. Der ohne Zweifel von dem Landrath inspirirte Artikel läßt die Auffassung zu, daß das Verhalten des Landraths auf der Brandstätte nicht ganz so schroff gewesen ist, als es nach der Darstellung des Ochs den Anschein gewann. Der Kernpunkt der Affaire bleibt aber bestehen, nämlich der, daß der Landrath gedroht hat, den Oberbrandmeister bei ferneren politischen Agitationen im fortschrittlichen Sinne seiner Stellung zu entheben. Hierin liegt die politische Bedeutung des Vorganges, die keineswegs zu Gunsten des Herrn Landraths ausschlägt, selbst dann nicht, wenn die Schroffheit der begleitenden Umstände nach der landräthlichen Darstellung in Etwas gemildert erscheint.

— In **Mecklenburg** wacht man nach wie vor ängstlich über Konservirung der dortigen veralteten Zustände, und so ist noch kürzlich im reinsten mittelalterlichen Stil folgender Vorbehalt gemacht:

„Uebrigens jedoch Uns und Unseren Hohen Successoren an Unserer Landesfürstlichen Hoheit und Obrigkeit, auch allen anderen Uns zustehenden Herrlich- und Gerechtigkeiten ganz unabbrüchig, sowie sonst einem Jeden an seinem erweislichen Rechte unschädlich."

Dieser Vorbehalt bezieht sich — man höre — auf das soeben neu revidirte Hundesteuer-Regulativ für die Stadt Parchim.

Konstanz, 16. Juli. [**Der Kaiser in Konstanz.**] Unserer Stadt wurde seit dem Jahre 1871 vorgestern zum ersten Male wieder das Glück zu Theil, Kaiser Wilhelm in ihren Mauern begrüßen zu können. Wie freudig der Empfang war, der hierorts dem greisen Monarchen und den seinem Herzen so nahestehenden großherzoglichen Herrschaften bereitet wurde, ist auch schon telegraphisch gemeldet. Der ausführliche Bericht, den die „Karlsr. Ztg." über diesen hohen Besuch enthält, dürfte auch von den norddeutschen Reichsangehörigen, bei denen im Allgemeinen die Bekanntschaft mit den lokalen Verhältnissen weniger vorauszusetzen ist, in seinem zweiten Theile mit ganzem Interesse aufgenommen werden. An der Gemarkungsgrenze bei der Villa Curti — schreibt das genannte Blatt — trat Ober-Bürgermeister Winterer an den Schlag des kaiserlichen Wagens, um nochmals den Dank der Stadt für den gnädigen Besuch abzustatten Der Kaiser sprach sich sehr erfreut über den Empfang und anerkennend über die städtischen Anlagen aus, worauf auch der Großherzog und die Großherzogin ihren Dank für das gelungene Arrangement, welches trotz der kurzen Zeit der Vorbereitung sehr befriedigt habe, aussprachen und sich huldvollst verabschiedeten. Hierauf erfolgte die Heimfahrt über Allmansdorf und Egg nach der Mainau. Vor dem Betreten des Eilandes stand dem Kaiser noch eine Ueberraschung durch das königliche Offizierkorps der hiesigen Garnison bevor. Er fiel einer Schaar von Lanzknechten aus dem 30jährigen Kriege in die Hände. Aber es waren befreundete Truppen. So kündete der Herold, der auf hohem Rosse in

---

Mommsen verhindert würde, das schriftstellerische Hauptwerk seines Lebens zu vollenden. Wer freilich den berühmten Gelehrten einmal in der Universität zugehört hat, der möchte glauben, es könne ihm nicht schwer fallen, das etwa schon Niedergeschriebene aus dem Gedächtniß wiederherzustellen. Denn dieses wunderbare Gedächtniß, dies bis ins Einzelnste gehende Wissen macht den Eindruck, als wäre es nicht das des Herrn Professors Mommsen, sondern das Gedächtniß und das Wissen des römischen Staates selbst. Es mag der Name des obskursten Civis romanus genannt werden: Mommsen berichtet sofort, was seine Vorfahren waren, welche Aemter sie bekleidet, wie es mit den sonstigen Familienverhältnissen stand und was schließlich aus den Nachkommen geworden. Auf die Kaisergeschichte ist man aber um so gespannter, als hier vor Allem Mommsens originelle Urtheilsweise Gelegenheit fände, sich zu äußern. Diese macht ja überhaupt vornehmlich seinen Unterschied von Niebuhr aus. Niebuhrs Neuerungen betrafen in erster Linie die Thatsachen: er zerstörte den bisher mit unglaublicher Naivität festgehaltenen mythologischen Aberglauben. Mommsen aber ist im Gegensatze hierzu vor Allem originell in seiner Auffassung der Politik und Charaktere. Ob man überall mit derselben übereinstimmen will, ist eine andere Frage, denn offenbar beruht sie auf einer nahezu schwärmerischen Neigung zum Gegenstande. Wenn Mommsen zu den Zeiten Cäsars oder Octavians gelebt, hätten ihn diese ohne Zweifel zum offiziellen Reichshistoriographen ernannt. Nicht uninteressant ist ein Umstand, auf den ein hiesiges Blatt aufmerksam macht, daß nämlich Niebuhr seiner Zeit genau unter demselben Schicksalsschlage zu leiden hatte. So giebt es selbst im Einzelnen nichts Neues unter der Sonne.

Noch auf ein Sonderbares möchte ich aufmerksam machen, was freilich kaum noch zur Sache gehört. Ist es nicht erstaunlich, daß gerade unter uns Deutschen die Geschichtsschreibung des alten Roms so gepflegt wird, daß auf diesem Gebiete ein großer Name dem Andern folgt und Engländer und Franzosen in dieser Beziehung uns Nichts an die Seite zu stellen haben? — Denn Gibbon und Merivale behandeln doch immerhin nur die Zeiten des sinkenden Roms. Die Römer waren nun sicherlich das politisch begabteste Volk (mit den Engländern), welches je auf Erden gewaltet. Wie kommt es, daß gerade wir Deutsche uns so zu ihnen hingezogen fühlen? Sollte hier nicht ein Ideal uns vorschweben, welches um so mehr interessirt, je weniger es erreichbar ist? Denn was unsere allgemeine politische Begabung betrifft — auch trotz der großen Erfolge der letzten Jahre, sind Zweifel an derselben doch noch immer gestattet

Mit großer Befriedigung vernimmt man, daß unser märkischer Maler, Bennewitz von Löfen, in Australien einen ersten Preis erhalten hat. So erringt sich die märkische Landschaft selbst in der Heimath der Känguruh und der schwarzen Schwäne Anerkennung. Was die Landschaft anbelangt, kann überhaupt die Produktivität der deutschen Kunst nicht genug gerühmt werden. Wo man hinblickt, drängt sich Einem Erfreuliches auf. So wird jetzt der Spaziergänger Unter den Linden am Fenster einer Kunsthandlung durch eine neue Arbeit Andreas Achenbach's gefesselt, die ihre Entstehung dem laufenden Jahre verdankt. Der Künstler hat sich einmal ausnahmsweise vom Meere fern gehalten. Er läßt uns in eine ziemlich einförmige Gegend blicken. An einem Bretterzaune vorbei führt ein sandiger Weg, weiter hin sehen wir Felder und grünes Gebüsch: über dem Ganzen hängt ein trüber regenschwerer Himmel. Es webt eine eigenthümliche Stimmung in dem Bilde, die an gewisse Werke Ruysdael's erinnert und man bewundert mit Genugthuung die wahrhafte Unerschöpflichkeit des Meisters. Im Uebrigen nehmen an den Schaufenstern der meisten Kunsthandlungen die Makart'schen „Fünf Sinne" den Ehrenplatz ein. Diese fünf nackten Damen sind in allen Formaten verkäuflich, einzeln und nach Art eines Albums zusammengefügt. Gewiß ein Beweis, daß damit ein sehr großer Absatz erzielt wird. So sehr man ihn dem Maler gönnt, so erlaubt ist doch die Frage, ob derselbe durch das bloße Interesse an seiner Kunst oder mehr durch das Interesse an der Kunst des Bloßen hervorgerufen wird. Ich fürchte doch, das Letztere überwiegt. Es geht solcher Malerei wie gewisser Poesie. An und für sich ist sie vom ästhetischen Standpunkte unanfechtbar, allein sie gewinnt schließlich ein Publikum, welches sie schon durch sein Wohlgefallen im höchsten Grade anfechtbar macht. H. H.

Die Folgen eines Vogelbauers.

Das „N. W. T." veröffentlicht folgendes reizende Feuilleton von Julius Stettenheim, das die obige Ueberschrift führt und in Form eines Schreibens aus Berlin an den Herausgeber des Blattes verfaßt ist:

Werther Freund! Es war eine schöne Zeit, da wir uns kennee lernten. Sie erinnern sich derselben vielleicht noch. Der Kongreß hatte Sie nach Berlin geführt, fast allabendlich — Bier ist ein ganz besonderer Saft — trafen wir uns, und da Sie der Verschwiegenheit der Kongreßmitglieder gegenüber einer der vielen Bestunterrichteten waren, so hüteten Sie sich, mit mir, einem Journalisten, von Politik zu sprechen. Es war, wie gesagt, eine schöne Zeit, wir plauderten von interessanteren Dingen, so zum Beispiele auch nicht von dem Handwerke, welches wir betreiben. Nur ein einziges Mal waren Sie so übler Laune und machten Sie aus Ihrem Herzen derart eine Mördergrube, daß Sie mich aufforderten, für Ihr geschätztes Blatt, das „Neue Wiener Tageblatt", Feuilletons zu schreiben. Selbstverständlich versprach ich es Ihnen. Das thue ich immer und mit besonderem Vergnügen. Zu den schönsten Momenten meines Lebens gehören die, welche ich mit Betheuerungen, Feuilletons schreiben zu wollen, ausfülle. Denn, indem ich mein Versprechen nicht halte, genieße ich die mir von meinem eigenen Blatte, den „Berliner Wespen", übrig gelassenen Mußestunden voll und ganz. Nur der Journalist der die in Aussicht gestellten Arbeiten nicht ausführt, kann sich der Muße freuen — wer kein Versprechen auf dem Gewissen hat, kennt die Lust des Nichtsthuns absolut nicht.

Sie glaubten meinem Jawort. Unter uns, verehrter Freund, seit jenem Augenblicke waren Sie für mich während der ganzen Kongreßzeit außer dem Vertreter der Türkei die rührendste Erscheinung. Da ich Ihnen ewige Feuilletons schwor, glaubten Sie mir, wie ein sechszehnjähriges Mädchen einem Studenten im dritten Semester. Sie schienen keine Ahnung davon zu haben, daß ich Ihnen niemals das Feuilleton am Altare reichen, daß ich Sie elend verlassen würde. Sie glaubten noch an Journalistenschwüre, und, aufrichtig, ich beneidete Sie um Ihren Glauben an mich, der ich selbst längst nicht mehr an mich glaube. Womit ich mich tröste, das ist das beruhigende Bewußtsein, daß ich Sie nicht sitzen ließ, um mich an einen anderen Herausgeber zu hängen, daß ich mir in meiner Untreue gegen Sie treu geblieben bin. Ich danke Ihnen, liebwerther Freund, daß trotzdem kein vorwurfsvoller Brief über Ihre Lippen gekommen ist. Stolz und still trugen Sie das Ihnen von mir nicht zugefügte Feuilleton. Selten habe ich einen edleren Redakteur gefunden; so viele habe ich kennen lernen, die mich sogar rachsüchtig mit dem Drahte bedrohten und Versuche machten, mich mit Mahnbriefen zu vergiften. Ihre Rache bestand lediglich darin, daß Sie, als Sie im vorigen Jahre wieder nach Berlin kamen, mich aufsuchten, als sei nichts vorgefallen. Es war mir, als sei auf der Stelle, wo ein Feuilleton stehen sollte, Gras gewachsen, Sie berührten sie mit keiner Silbe. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Sie mich beim rechten Namen genannt, wenn Sie jedes Feuilleton zwischen uns zerrissen hätten. Das Schweigen Hintergangener ist so schrecklich!

Wir füllten das Schweigen mit den muntersten Gesprächen aus. Einmal das zweite Tagewerk der Friedrichsstraße durchgehend, standen wir vor einem Laden still, welcher mit Vogelbauern angefüllt war. Eine merkwürdige Spezialität. Beiläufig gestand ich Ihnen, daß ich, wenn ich mich nicht scheute, für eine Passion so viel Geld auszugeben, mir eines dieser Riesenbauer anschaffen und daß ich dieses dann bevölkern würde. Flugs waren Sie in den Laden gegangen. Nach fünf Minuten standen Sie wieder neben mir und sagten: „Ich war Ihnen noch einen Dank für Ihr Versprechen schuldig, ein Feuilleton für mein

reicher Tracht an den kaiserlichen Wagen sprengte und die Meldung brachte, daß nach dem Entsatz von Konstanz und nach der Befreiung der Mainau von den Schweden hier ein kaiserliches Korps lagere, damit das Haupt des deutschen Reiches ohne Gefahr ruhen könne. Bald stieß man auch auf die berittenen Vorposten, die den Wagenzug zum Lager eskortirten, das bei einer Biegung des Wegs hervortrat und, sich von der Straße über eine Wiese und einen Bergabhang bis zum Waldessaum hinziehend, einen ungemein malerischen Anblick und ein durch sehr geschickt arrangirte Massengruppen, durch Lagerfeuer und all' die Thätigkeit in einem Bivouak belebtes Bild bot. Lauter Jubelruf begrüßte von da den Kaiser und begleitete ihn bis zu seiner Ankunft am Eingang des Lagers. Hier, wo unter einem Zeltdach die Führer der kaiserlichen Truppen in reichen Kostümen des 17. Jahrhunderts lagerten, trat mit gewichtigem Schritte ein teutonischer Recke vor und brachte dem Kaiser mit markiger Stimme einen poetischen Willkomm und einen Ehrentrunk dar, welchen ein Page bereit hielt. Die hohen Herrschaften und ihr Gefolge verließen die Wagen und besichtigten das gelungene Arrangement und die martialischen Gestalten in ihrer kleidsamen Tracht in größerer Nähe. Und es verlohnte sich der Mühe. Die Rüstkammer des meersburger Schlosses hatte ihr Bestes gethan und vom wetterdurchfurchten Krieger bis zum zierlichen Pagen, der den Damen güldnen Wein kredenzte, alle pomphaft ausgestattet. Die nickenden Federn, blitzenden Waffen und Rüstungen, die reichen Farben und die meisterhafte Gruppirung gaben bei der hereinbrechenden Dämmerung ein Bild, würdig des Pinsels eines Rembrandt. Besonders geschickt war die Tafel arrangirt, an der die Ritter gezecht hatten und die in ihrer malerischen Unordnung mit den reichen alten Trinkgeschirren, die wohl Beute aus einem Kloster hätten sein können, mit dem Hintergrund von rebenumwundenen Fässern von bester Wirkung war. Der aus einem Straußen-Ei geformte Pokal, aus dem der Kaiser trank, war ein wahres Kabinetsstück. Vor dem Zelte ergötzte eine muntere Zigeunerschaar das Auge durch ihre phantastischen Tänze und Spiele. Dann trat die Feldwache, kernige Gestalten, unter's Gewehr und exerzirte salutirend. Darüber hin sah man das Lager, halb im Rauch der Lagerfeuer verschwommen, sich erheben, von woher „Heil Dir im Siegeskranz" und die „Wacht am Rhein" ertönten. Der Kaiser besah sich dieses farbenreiche Bild, das die Liebe zu ihm hervorgezaubert, etwa eine Viertelstunde, sprach huldvoll mit einigen Herren und fuhr dann nach gnädigem Abschied, von der pappenheimischen Kavallerie begleitet, hinüber auf die Mainau. Nun überfluthete das Publikum, das bisher in einiger Entfernung gehalten worden war, das Lager, in dem die Soldaten — wie die Gruppe unter dem Zelt aus den Offizieren, so bestanden die Wallensteiner aus Soldaten des hiesigen Regiments — in fröhlichem und lärmendem Treiben hochkomische Szenen, meist olympische Kriegsspiele, aufführten. Unterdessen sank die Nacht herab und in langem Zuge wallten Reiter, Wagen und Fußgänger, mittelalterliche und moderne Menschen zurück nach Konstanz, selbst eine schöne Erinnerung an das einzige Fest und die Hoffnung mit sich tragend, daß auch der erhabene Herrscher, dem dadurch eine Huldigung dargebracht werden sollte, dessen freundlich gedenken werde. (N. A. Z.)

Oesterreich.

Wien, 18. Juli. [Grenzverletzung. Wiener Feste.] Die telegraphischen Meldungen über eine bewaffnete Grenzverletzung in Galizien, bestehend in einem Angriff russischer Grenzsoldaten auf die Gensdarmeriekaserne in Podwoloczyska, werden offiziell bestätigt. Es ist nur hinzuzufügen, daß die Russen vorher von der Statthalterei in Lemberg die Auslieferung der in der Kaserne festgehaltenen Individuen verlangt hatten, daß sie aber, bevor noch eine Antwort der Statthalterei eintraf, zur bewaffneten Selbsthilfe schritten. — In Wien folgte der Eröffnung der Gewerbe-Ausstellung, die in der Rotunde am Sonnabend stattfand, am Sonntag der Beginn des Bundesschießens. An achttausend fremde Schützen haben sich versammelt, mindestens fünfzigtausend andere Gäste füllen die Hotels, haben alle Privatwohnungen bis in die entferntesten Vorstädte belegt. Achthundert Schweizer Schützen haben ein Massenquartier bezogen. Die Straßen prangen im glänzendsten Schmuck. Der baumumsäumte Festplatz im Prater ist ein wahres Juwel, an welchem nur die große Entfernung von der Stadt stört. Die riesigen Dimensionen der Schützenhalle geben hinreichenden Raum für viertausend Personen, welche dort täglich gleichzeitig bankettiren. Hundert Schießscheiben stehen für die Schützen bereit. Der reicher als je ausgestattete Gabentempel repräsentirt einen Werth von mehr denn 400,000 Gulden. Eine Zierde desselben bildet auch die Ehrengabe der Berliner Schützengilde und des Berliner Zweigvereins des deutschen Schützenbundes (eine Kassette mit zwei Dutzend silbernen Bestecken mit Zubehör, mindestens tausend Mark werth). Der gestrige Festtag genoß die besondere Gunst des Himmels. Goldene Sonnenstrahlen übergossen Kuppeln, Dächer und Menschen. Seit dem frühesten Morgen zeigten die Straßen ein buntbewegtes Bild. Der Ring und die Praterstraße waren von einem hölzernen Gürtel eingefaßt; Tribüne an Tribüne, jede flaggengeschmückt und mit duftenden Blumen garnirt. Um sieben Uhr waren die Schützen in der Rudolfskaserne versammelt, und bald darauf erfolgte der Ausmarsch auf den Schottenring, wo in sechsgliedrigen Reihen zehntausend Schützen sich rangirten. An der Spitze bewegte sich die berittene Polizei, das Musikkorps der Feuerwehr und die Fuerwehr selbst. Danach folgten die Leiter des Festzuges, von Militärmusik begleitet, den Schluß machte das Gros der Schützen. Wohl selten hat man ein bunteres, fesselnderes Gemisch nationaler Typen gesehen. Helle Jubelrufe begrüßten den Vorbeimarsch strammer, martialischer Gestalten; ungewöhnliche und in diesem Grade kaum erwartete Sympathie begegnete den schmuck aussehenden Schweizern, Norddeutschen und Schwaben. Die deutschen Schützen langten des Morgens mit den oberösterreichischen auf einem Donaudampfer an. Der Quai war mit Menschen übersät. Der Bundespräsident Reinerz-Düsseldorf beantwortete die Ansprache unter Betonung der Einigkeit. Donnernde Zustimmung folgte seinen Worten. Die Aufnahme der deutschen Schützenbrüder ließ in der That an herzlicher Sympathie nichts zu wünschen übrig. Der größte Theil dieser Schützen sind gereifte Männer mit scharfem Auge und fester Hand. Aus ihren Zügen spricht Muth und Kraft. Die strammen Gestalten mit der breiten Brust und dem langen Bart machten einen vortrefflichen Eindruck. Die Schützen marschirten länderweise: die Norddeutschen voran, dann die Süddeutschen, Italiener, Schweizer, Ungarn, Siebenbürgen, weiter eine Abtheilung der Bundesschützen aus den österreichischen Provinzen, endlich der Festwagen der Wiener Schützen. Der Fahnenweihe wohnten der Kaiser und die Kaiserin, welche von den Schützen und von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt wurden, persönlich bei. Die Festrede hielt der Vorstand des österreichischen Schützenbundes, der Abgeordnete Dr. Kopp, indem er der Kaiserin als Fahnenmutter, dem Kaiser als Schützen des Bundes seinen Dank aussprach. Der Bund, so schloß Dr. Kopp, ist ein Wall gegen den Ansturm auf die verfassungsmäßigen Freiheiten. Des österreichischen Schützenbundes Aufgabe ist die Beförderung von Friede und Eintracht am häuslichen Heerd der Nation. Die Rede machte einen außerordentlichen Eindruck, denn jeder Anwesende verstand, welche Eintracht und welche verfassungsmäßige Freiheit der Redner im Sinne gehabt. Unter diesem Eindruck wurde dann die Volkshymne unter tausendfachem Jubel angestimmt. Das nun folgende Defilé der Schützen gipfelte in einer großartigen Ovation für das Kaiserpaar. Kaiserin Elisabeth trug beim Vorübermarsch der Schützen ein schwarzes Kleid, über welches sie einen bis auf die Füße reichenden Spitzenüberwurf gebreitet hatte. Der Abmarsch auf den Festplatz, das Bankett und die Eröffnung des Schießens schloß sich an diesen Theil der Feier. Trotz der glühendsten Sonnenhitze sind bisher nur sehr wenige Unglücksfälle zu beklagen.

Italien.

Rom, 14. Juli. Der heilige Stuhl läßt ein langes Memorandum mit Aktenstücken veröffentlichen, welches den Nachweis führen soll, daß der Papst immer im grundsätzlichen Einverständnisse mit den belgischen Bischöfen gewesen und daß die ihm von Frère-Orban vorgeworfene Zweideutigkeit nicht vorhanden sei. Der Knoten der weitläufigen Auseinandersetzung scheint uns in Folgendem zu liegen: Bekanntlich schickte der belgische Botschafter, Baron d'Anethan verschiedene Berichte über „échange de vues" mit dem Kardinal Nina nach Brüssel, und namentlich einen am 5. Oktober, in welchem die päpstliche Mißbilligung des Vorgehens der belgischen Bischöfe enthalten war. Das Memorandum behauptet nun, jene Depesche d'Anethan's sei unvollständig; sie stelle den Inhalt seiner Unterredung mit dem päpstlichen Staatssekretär nicht vollständig und nicht genau dar. Als nun die belgischen Kammern eröffnet wurden, so schreibt das Memorandum, fühlte der h. Stuhl die Nothwendigkeit, den Mißverständnissen vorzubeugen, welche aus der Veröffentlichung jener ungenauen Berichte hätten hervorgehen können. Kardinal Nina erließ deswegen eine Depesche an den Nuntius in Brüssel, in welcher die Ansichten des h. Stuhles noch einmal zusammengefaßt wurden, und zwar so, daß der supponirte Widerspruch des Papstes mit dem belgischen Episkopat und dem „échange de vues" verschwand. Frère-Orban verweigerte (14. November) die Annahme der Depesche kategorisch und erklärte dem Nuntius, er würde den Gesandten beim heiligen Stuhl zurückziehen, wenn die Depesche nicht zurückgezogen würde. Das Gleiche theilte Baron d'Anethan direkt im Vatikan mit. Der h. Vater „in seiner Langmuth" rieth, die Depesche zurückzuziehen, und so geschah es. Diese letztere Thatsache belegt das Memorandum mit dem Depeschentexte. Später aber, als Frère-Orban in der brüsseler Kammer auf den „échange de vues" und d'Anethan's Mittheilungen zurückgriff, erregte dies im Vatikan „großes Staunen". Danach beschloß man, dort zu schweigen, aber die katholische Presse Belgiens ging vor und machte den Skandal, der mit der Abberufung des Gesandten endigte. Es folgen nun noch allerlei Betrachtungen und Belege, die für die Sache ohne Bedeutung sind. Aus dem Obigen schließt das Memorandum: 1) es sei für Jedermann bewiesen, daß d'Anethan's Bericht vom 5. Oktober nicht vollständig und genau sei, 2) daß der h. Stuhl die Interpretation, welche Frère-Orban dem „échange de vues" gab, zurückwies, 3) daß die zurückgezogene Depesche, wenn sie auch nicht abgegeben wurde, doch ihre moralische Wirkung erreicht hatte, insofern es zur Kenntniß des Ministers gebracht war, daß der h. Stuhl seine Interpretation mißbilligte. Ad 1) wäre zu bemerken, daß die Behauptung, d'Anethan habe unvollständig und falsch berichtet, durch nichts bewiesen ist; ad 2) und 3), daß Frère-Orban allerdings am 14. November wissen konnte, die Kurie wolle d'Anethan's Bericht vom 5. Oktober nicht mehr gelten lassen. Das ist nun keineswegs neu und ebensowenig entscheidend für den streitigen Punkt. Die Thatsache liegt so: Die Kurie hat am 14. November eine Depesche abgeben wollen, die in wesentlichen Punkten das Gegentheil von dem enthielt, was der Gesandte d'Anethan am 5. Oktober über ihre Ansicht und Haltung berichtet hatte. Aber die Frage ist: Hat d'Anethan falsch berichtet, oder hat die Kurie ihre Haltung in der Zeit vom 5. Oktober bis 14. November geändert? Wäre das Erstere der Fall gewesen, so ist nicht recht einzusehen, wie der Vatikan sich die Zurücknahme seiner korrigirenden Depesche vom 14. November hätte gefallen lassen können. Ferner ist bekannt, daß Diplomaten

---

Blatt zu schreiben." Ich sah Sie an, und Ihr Gesicht hatte keinen grimmigen Ausdruck. Das war nicht die Miene eines Franz Moor, welcher behauptete, Spiegelberg zu kennen, sondern die eines Egmont, welcher versprochen hatte, einmal spanisch zu kommen. Als ich mehrere Stunden später nach Hause kam, fand ich dasselbe in Aufruhr. Man sagte mir, zwei geräumige Männer seien erschienen und hätten ein ungeheures Vogelbauer in mein Arbeitszimmer gekeucht.

Da stand es in seiner Unbeschreiblichkeit. Es war ein dreistöckiges Vogelpalais mit hohem Parterre und phantastischer Kuppel, eine mit allen Chikanen der modernen Ausstellungspalastbaukunst aufgeführte Volière, eine Art Villa, die nur von ganz vornehmen Vögeln zu beziehen war, halb Monument, halb Wohnung, halb Kaserne, halb Moschee, mit so viel Eingängen, daß Einem bei ihrem Anblick angst wurde, man könne sie alle unmöglich geschlossen halten. Ich stand vor diesem Vogel-Labyrinth ganz rathlos, als müßte ich auf die Ariadne mit dem bekannten Leitfaden warten. Oder ich glich vielleicht auch einem vom Glück Verfolgten, der in der Lotterie eines zoologischen Gartens ein Rhinozeros gewonnen hat und den Gewinn gleich in Empfang nehmen soll.

Als ich mich nach einigen Tagen von meiner Betäubung erholt hatte, dachte ich — an das Feuilleton für das „Neue Wiener Tageblatt"? O, daran konnte ich nicht denken, an Feuilletons konnte ich überhaupt jetzt noch weniger als früher denken. Ich dachte an die Pflichten, welche mir der Besitz eines Vogelbauers auferlegte: an das Bevölkern desselben. Es versteht sich von selbst, daß dies keine Kleinigkeit war, denn es handelte sich darum, von der Urgeschichte der menschlichen Bevölkerung abzugehen. Ein einziges Pärchen müßte sich als ungenügend erweisen, schon aus dem Grunde, weil solches sich in diesem Irrbauer niemals heimisch gefühlt, vielleicht zu Tode gelangweilt hätte.

Rasch setzte ich mich mit einem ausgezeichneten Ornithologen in Verbindung, mit Herrn Dr. Karl Ruß, der in Steglitz bei Berlin wohnt und als Fachgelehrter und Schriftsteller, wie als Leiter der Berliner Vogelausstellungen und Herbergsvater von vielen hundert Vögeln berühmt ist. Ruß eilte jubelnd herbei. Er erblickte in mir einen neuen Jünger der Vogelpflege und Vogelzucht, und ich glaube auch, daß ich es unrettbar geworden bin. Er rieth mir, mit den Wellensittichen und den Prachtfinken zu beginnen. Um mich vorzubereiten, brachte er mir seine beiden ausgezeichneten Werke, die ich studieren sollte: „Der Wellensittich, seine Naturgeschichte, Pflege und Zucht" und „Die Prachtfinken, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht". Beide sind bei Rümpler in Hannover erschienen und enthalten zusammen 369 Seiten. Und ich war Vogelpfleger und Vogelzüchter. Sollte sich unter den Lesern des „Neuen Wiener Tageblatt" ein solcher befinden, so wird wenigstens Einer wissen, was meine neue Würde bedeutet. Aber ich glaube nicht, daß sich unter Ihren Lesern ein solcher befindet, denn ein gerechter Vogelpfleger und Vogelzüchter hat überhaupt keine Zeit, Journale zu lesen, er kann nur pflegen und züchten.

Schon nach etlichen Tagen war mein Bauer von fünf Finkenpärchen und vier Wellensittichen bezogen, und ich widmete mich meiner Aufgabe, für ihre Beköstigung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu sorgen, mit jenem Eifer, den man bei neuen Dienern stets bemerken wird. Die Bedienung von vierzehn, nebenbei bemerkt, höchst prätentiösen Vögeln liest sich leichter, als sie geleistet ist. Schon der Umstand, daß sie immer zu Hause sind, und wenn dies nicht der Fall ist, nur mit argen Schwierigkeiten wieder eingefangen werden können, erschwert das ohnehin traurige Geschäft eines Sklaven, der ich geworden war, wobei wohl zu beachten ist, daß keiner meiner Vögel zu berücksichtigen schien, daß ich doch auch außer dem Züchten und Pflegen noch allerlei Anderes zu thun hatte. Dazu kam, daß die Wellensittiche unverträglich und egoistisch sind und mich zwangen, ein zweites Bauer anzuschaffen und sie dahinein zu setzen, damit wenigstens die zarten Finken ihre Mischung von Hirse und Kanariensamen in Frieden verzehren konnten. Auch die Sorge, welche sich nach Goethe durch's Schlüsselloch einschleicht, schlich sich aus den vielen Lücken des Prachtgitters zu mir heraus: es kamen Krankheiten und Todesfälle vor, ich ward Wärter und Todtengräber. Nur mit Wehmuth denke ich an den Vogelkirchhof in meinem Garten, in welchen ich manche in einen Sarg verwandelte Säkerhets-Tänstickor-Schachtel versenkt habe, um gleich nach Beerdigung für einen Ersatz des seligen Vogels zu sorgen.

Während ich das schreibe, verehrter Freund, werde ich häufig durch großen Lärm unterbrochen, der durch die Hallen meines Vogelbauers tobt. Ohne Murren lege ich die Feder nieder — ich thue das so gerne! — und blicke in das Bauer hinein, um nach der Ursache des Hausfriedenbruchs zu forschen. Da hat ein Astrild eine höchst peinliche Szene mit einem Zebrafink, der ein verrufener Lebevogel ist und mit namenloser Frechheit alle Männchen eifersüchtig macht. Es ist ein Glücksvogel, der keinen Sinn für die alte Lebensregel hat, vor Allem das Bauer rein zu halten. Während des Streites sitzt sein Weibchen am Wasser und thut, als sei nichts vorgefallen. Dann giebt es wieder einen Zusammenlauf am Futternapf, und es kommt vom lauten Piepsen zu Thätlichkeiten, daß die Federn herumfliegen. Da gilt es denn jeden Augenblick, einzuschreiten, zu beruhigen, auseinander zu treiben und zu verbieten.

Diese überaus lückenhafte Schilderung dessen, was ich mit Ihrem Bauer zu thun bekommen habe, soll nichts als ein schwacher Versuch sein, es zu erklären, daß ich nicht im Stande bin, ein Feuilleton für Ihr Blatt zu schreiben. Alle Zeit, die mir die Erfüllung meiner kontraktlichen Pflichten übrig gelassen, nehmen, wie Sie hören, die Insassen besagten Bauers vollauf in Anspruch, und wenn ich früher keine Feuilletons schreiben mochte, mich aber doch aufzuraffen im Stande gewesen wäre, so kann ich jetzt nicht mehr für den Raum unter dem Strich arbeiten, selbst wenn ich Kraft und Stoff zusammennehmen und etwas mehr arbeiten wollte, als für den täglichen Druckerjungen. Jetzt gehöre ich in doppelter Gestalt dem Federvieh an.

Möge dieses Alles erklären, verehrter Freund, und entschuldigen! Und zum Schluß einen Rath: Wenn Sie einmal in die Lage kommen, sich einen Journalisten vom Halse zu schaffen, einen geschätzten Kollegen, der Ihnen unbrauchbare Feuilletons anbietet, so überraschen Sie ihn mit einem Vogelbauer: Sie sind den Mann sicher los.

Und nun das Wichtigste . . . doch ich muß schließen, die Wellensittiche müssen frischen Sand haben. Seien Sie so herzlich wie eilig gegrüßt

von Ihrem treuergebenen

Julius Stettenheim.

---

* **Etwas vom Schwarzen Adlerorden.** (Aus dem „Bär".) In der preußischen Armee ist ein Oberst, nicht fürstlicher Abstammung — zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt. Es war dies der Oberst von Katte, der in einem Alter von 34 Jahren für die Einnahme von Stralsund 1715 von Friedrich Wilhelm I. mit dem damals einzigen preußischen Verdienstorden ausgezeichnet wurde. Friedrich der Große ernannte ihn 1740 zum Feldmarschall und erhob ihn in den Grafenstand, der so Ausgezeichnete aber genoß die Würden nur kurze Zeit, er starb bereits 1741. Friedrich I. ernannte 28 Fürsten und 27 andere hochgestellte Personen, darunter zwei Ausländer, zu Rittern des „hohen Ordens vom Schwarzen Adler". Friedrich Wilhelm I. gab 65 Orden aus. Das tragische Geschick eines der Ritter des höchsten preußischen Ordens sei hier erwähnt. Freiherr Görtz, genannt von Schlitz, herzoglich holsteinischer Geh. Rath, erhielt den Orden an der königlichen Tafel 1713 für den Abschluß des Traktates mit dem Herzoge von Holstein. Der Freiherr ging später in schwedische Dienste, wurde unter Karl XII. Premierminister und nach dessen Tode hingerichtet. Der König verlieh den Orden auch an zwei hochgestellte Verwaltungsbeamte, die in ihrem Geschäftskreise ein Plus gemacht. Friedrich der Große ernannte 175 Ritter, unter ihnen befand sich der erste Ritter des 1740 gestifteten Ordens pour le mérite, der General-Lieutenant Christoph Friedrich Graf von Haake, Kommandant von Berlin. Der König verlieh den Orden auch an drei fürstliche Frauen. 1740 an Maria Augusta, Herzogin von Württemberg, geborne Prinzeß von Thurn und Taxis, im Februar 1743 an Elisabeth Petrowna, Kaiserin von Rußland, mit Brillanten im Werthe von 10,000 Thaler, und am 22. Februar 1762 an Katharina II., Kaiserin von Rußland. Der König ließ mehreren in Ungnade gefallenen Rittern den Orden wieder abfordern. Unter Friedrich Wilhelm II. erhielten 71 Ritter den Orden. Friedrich Wilhelm III. ertheilte an 258 Personen den Schwarzen Adlerorden. An Napoleon I. 1805. (Hier finde die Bemerkung eine Stelle, daß Gustav IV. König von Schweden den ihm schon früher verliehenen Orden zurückschickte, als Napoleon denselben erhielt.) Ferner an Louis Bonaparte, König von Holland 1810, und Jerome, König von Westfalen, und an elf Franzosen, entweder waren sie Marschälle von Frankreich, oder zu Prinzen und Herzögen ernannte Großwürdenträger. Unter den anderen ausländischen Rittern befanden sich 48 Russen. Der an Napoleon I. verliehene Schwarze Adlerorden fiel nach dessen Sturz den Preußen in die Hände, und König Friedrich Wilhelm III. gab denselben später an den Feldmarschall Grafen von Gneisenau. Friedrich Wilhelm IV. ernannte 163 Ritter. Der Stiftungsurkunde des Ordens gemäß, verordnete der König, neben dem Tragen des breiten Bandes das der Ordenskette auf der Brust, und bei besonderen, dafür festgesetzten feierlichen Gelegenheiten die Anlegung eines rothen Sammetmantels.

von Geschäftswegen eine außergewöhnliche Uebung im Auffassen und Berichten über Meinungsaustausche haben; die Wahrscheinlichkeit, daß d'Anethan sich falsch ausgedrückt haben sollte, ist also von vorn herein gering. Und wenn man nun dazu die schwankende und zurückhaltende Haltung rechnet, welche Rom so oft und an so vielen Stellen, z. B. auch in den Verhandlungen mit Deutschland, zeigt, so bleibt wenig Zweifel, daß die Kurie sich dem belgischen Gesandten gegenüber erst im Sinne der Versöhnlichkeit vorgewagt und dann, dem Drängen der Bischöfe und Jesuiten nachgebend, sich wieder in die Offensive hineininterpretirt hat, so lange, bis sie einerseits mit der Zurücknahme ihrer Depesche vom 14. Oktober, andererseits mit dem belgischen Zeitungslärm zwischen zwei Stühle gerieth — und aus der Position mußte sie sich mit Verlust der belgischen Gesandtschaft herausarbeiten, indem sie behauptete, nie das praktische Vorgehen der Bischöfe mißbilligt zu haben.

Frankreich.

Paris, 18. Juli, Abends. In Belleville waren heute etwa 20,000 Menschen um die Mairie versammelt. Gambetta erschien in schwarzer Kleidung um 6 Uhr. Die Marseillaise begrüßte ihn und von allen Seiten scholl es: Hoch Gambetta! Hoch die Republik! Drei kleine Mädchen, welche die Tricolore darstellten, überreichten einen Blumenstrauß und wurden dafür umarmt. Großer Beifallssturm. Um 6¾ Uhr begann die Feier, indem der Maire eine Ansprache an Gambetta richtete. Dieser antwortete darauf: „Liebe Mitbürger! Ich will keine Rede halten, ich will nur danken für das Fest, das so würdig die öffentlichen Vergnügungen abschließt. Nach 91 Jahren des Kampfes ist der Tag erschienen, wo alle, Armee und Volk, sich in der Liebe zum Vaterlande und zur Republik gemeinsam erheben. Auf den Höhen von Belleville, das man so oft angeschwärzt hat, findet man Ordnung und vollkommenste Ruhe. Dieser Bevölkerung Belleville's will ich danken für ihren Patriotismus. Vor drei Tagen habt ihr die dreifarbigen Fahnen begrüßt; ihr achtet sie; denn in ihnen begrüßt ihr die Freiheit. Diese ist der Ausdruck der ungeheuren Mehrheit des Landes. Frankreich wird nur den einen Ruf haben: Republik durch die Republikaner!“ Großer Beifall und stürmische Hochrufe folgte. Nach der Vertheilung der Sängerpreise entfernte sich Gambetta wieder; aber das Fest nahm seinen Fortgang, fast ebenso glänzend, wie am 14. d.

— [Noch Einiges vom 14. Juli.] Aus Paris wird noch Mancherlei nachträglich berichtet: Alle Kirchen waren prachtvoll illuminirt, was natürlich die Klerikalen arg wurmte. Was sie noch mehr empörte, war, daß die Glocken der Notre Dame, des Domes von Paris, und die der Kirche Saint Germain l'Auxerrois Abends 9 Uhr zur Marseillaise läuten mußten. Die Anti-Republikaner bewiesen übrigens am 14. wenig Muth. Sie hatten nichts zu befürchten, da die Pariser sich nur amüsiren wollten. Von den 66,000 Häusern, die es in Paris giebt, waren höchstens 2000 ohne Fahnen. Der „Gaulois,“ der auf sehr freche Weise angekündigt hatte, daß er weder beflaggen noch illuminiren werde, hatte sein ganzes Haus aufs Prächtigste geschmückt; kein Fenster war ohne Fahne. Der Direktor des Gaulois selbst war aber doch seinem Worte getreu geblieben; er hatte nämlich seinen Drucker Kugelmann an seiner Stelle das Nationalfest feiern lassen. Der Deputirte Floquet hatte es übernommen, die Festrede bei der Enthüllung der Statue Ledru Rollins auf dem Place Voltaire zu halten. Gegenüber der Statue befand sich eine kleine Bastille, an der ein Mann angekettet war. Nachdem Floquet seine Rede beendet, trat er an die kleine Bastille heran und setzte den Mann in Freiheit. Derselbe Floquet war es, der bei der Ausstellung von 1867 den Zaren mit einem Hoch auf Polen begrüßte. — In Nimes hat am 14. der von klerikalen Hetzern aufgestachelte Pöbel einen bösen Krawall gemacht. Als zwei Artilleristen, die Marseillaise singend, über den Königsplatz gingen, wurden sie von Kerlen und Weibern der niedersten Volksklasse mit Gepfeif, Geheul und Steinwürfen begrüßt, und als sie schrien: „Nieder mit den Jesuiten!“ thätlich angegriffen. Sie zogen die Säbel und setzten sich zur Wehr. Einem von ihnen wurde die Nase gespalten. Auf das Geschrei eilten gegen 200 Soldaten ihren Kameraden zu Hülfe und nun begann eine wüthende Schlägerei. Die Polizei, die einschreiten wollte, bekam ebenfalls Säbelhiebe und Steinwürfe. Eine starke Militärpatrouille machte endlich dem Krawall ein Ende. Um die Wiederholung solcher ärgerlichen Vorfälle zu verhüten, hat der General den Soldaten das Betreten der inneren Stadt verboten. — In Marseille ist das Nationalvolksfest sehr schön verlaufen. Der Gemeinderath hatte dazu 80,000 Fr. bewilligt. Die berühmte Cannebière gewährte in ihrem Fahnenschmuck und mit der Aussicht auf den prächtig beflaggten Mastenwald des Hafens einen wahrhaft zauberischen Anblick. Einige Chambordisten wollten sich bemerklich machen, doch wurden ihnen die Scherze, die sie sich erlaubten, gründlich versalzen. So versuchten zwei Leute auf die amtlichen Maueranschläge mit Druckerschwärze „Vive le Roi!“ „Vive Henri V!“ zu malen; andere bemühten sich, Fahnenstangen anzusägen, aber sie wurden bei diesem Vergnügen abgefaßt und eingesteckt. — Der Präsident des Marseiller Tribunals hat die Beschwerde der Jesuiten angenommen; der Staatsprokurator Camoen de Veuce, der sich die Finger nicht verbrennen will, ist abgetreten. Vor den Thoren Marseilles hat auch ein Christusbild zu bluten angefangen und viel Weibsvolk ist zusammengelaufen und hat Mirakel geschrieen. Die Polizei hat aber rasch zugegriffen und den aufgeschmierten Carmin, der Blut vorstellen sollte, abgewischt. Die Mönche, welche sich dieser frommen Malerei beflissen hatten, wurden wegen betrügerischen Gaukelspiels mit gerichtlicher Verfolgung bedroht.

Telegraphische Nachrichten.

Berlin, 20. Juli. In der Anklagesache gegen die Reichstagsabgeordneten Fritzsche und Hasselmann wegen Zuwiderhandelns gegen § 28 des Sozialistengesetzes (Bannbruch) erkannte die Strafkammer des Landgerichts Berlin II. auf Freisprechung. Die Strafkammer nahm an, daß ein vorübergehendes Betreten des Nachbarortes Lichterfelde als Aufenthalt daselbst nicht anzusehen sei; die Ausweisungsbefugniß des berliner Polizeipräsidenten auch nicht über das Weichbild Berlins hinaus sich erstrecke. [Wiederholt.]

Konstantinopel, 20. Juli. Die ermordete Frau Skobelew, welche als Mutter des Generals Skobelew bezeichnet wird, befand sich auf der Fahrt nach dem Hospital Tschispan, welchem sie Unterstützung bringen wollte, als das Verbrechen verübt wurde. Die Berichte nennen den Mörder bald Uzatis, bald Oussof. [Wiederholt.]

Vermischtes.

* **Berlin,** 19. Juli. Eine kleine ausgewählte Gesellschaft von Damen und Herren versammelte sich heute Vormittag 9 Uhr im Säulengang des neuen Museums, um der einfachen Feierlichkeit beizuwohnen, welche mit der Enthüllung der Marmorstatue des berühmten Alterthumsforschers Karl Otfried Müller verbunden war. Prof. Curtius, Genraldirektor Schönehof und Domprediger Kögel und andere Vertreter der Kunst und Wissenschaft hatten sich mit ihren Damen in einem Halbkreis um die bereits enthüllte Statue gruppirt. Prof. Curtius entwickelte in einer Ansprache ein kurzes, anschauliches Lebensbild des gefeierten Gelehrten, gedachte vor allen seiner unermüdlichen Forschungen auf dem Gebiete des alten Hellas sowie auch der persönlichen Vorzüge des der Wissenschaft so früh und so plötzlich entrissenen Mannes. „So oft wir diese Säulenhalle betreten“ — schloß Redner — und unsere Blicke sich auf dies herrliche Denkmal richten, mögen wir zu gleichem unermüdlichem Streben angespornt werden, wie es Otfried Müller zum Ruhm der Wissenschaft in seinem Leben entwickelte.“ Eine Besichtigung des Denkmals, welches den verdienstvollen Forscher in der vollendeten Manneskraft zeigt, in welcher er dem Leben entrissen wurde, schloß sich der Festrede an. Museum und Säulengang waren während der ungefähr halbstündigen Feierlichkeit für das Publikum geschlossen.

* **Aus München,** 15. d. Mts., wird geschrieben: Wie die Zettler'sche Hofglasmalerei, läßt es auch die von Miller'sche Erzgießerei dahier nicht fehlen, von sich in kurzen Zwischenräumen sprechen zu machen, ein rühmliches Zeugniß emsigster Thätigkeit. So ging gestern unter des Erzgießers Ferdinand von Millers Leitung und mit glücklichstem Erfolge der Guß des ersten großen Stückes der „Germania“ vor sich, welche Riesenfigur bekanntlich für das Denkmal im Niederwald bestimmt ist. Ueber 300 Zentner Metall befanden sich im Ofen; in neun Stunden war die Gesammtmasse flüssig. Durch 11 Kanäle strömte das zischende Erz in die Form und als es vom bangenden Mantel befreit war, zeigte der Guß sich als voll gelungen. Seit dem Gusse unserer Kolossalstatue Bavaria auf der Theresienwiese ist bis jetzt kein gleich bedeutender und umfangreicher vor sich gegangen. Dem Besucher der Anstalt bietet sich zugleich von heute bis Dienstag daselbst ein weiteres Kunstwerk zur Ansicht dar, ein für Bamberg bestimmter großer monumentaler Brunnen, dessen Guß ebenfalls von der Anstalt übernommen und gelungen ausgeführt wurde.

* **Eine papierne Gesellschaft** wurde kürzlich, wie der „Stationer“ erzählt, in New-York gegeben, bei welcher eine Dame ein Kleid von Dolly Varden Tapetenpapier und eine Taille in glatt lila Papier trug. Eine andere erschien in glatt blau mit silbernen Sternen bestreut, und eine sehr lebhafte Schöne stellte ein in braunes Papier gepacktes Bündel vor, mit der Inschrift an den Schultern: „Diese Seite ist mit Sorgfalt anzufassen.“

* **Ein „Offiziers-Wucherer“** ist in Wien zu 6 Jahren schweren Kerkers verurtheilt worden. Die Verhandlungen brachten empörende Thatsachen ans Licht.

* **Wetthungern** ist jetzt der neueste krankhafte Auswuchs des sogen. amerikanischen Sportwesens. Ein gewisser Dr. Tanner aus Minneapolis, Minn., hat nämlich gewettet, daß er sich 40 Tage lang jedweder Speise enthalten könne, und hat er mit dieser Enthaltsamkeitsprozedur am 28. Juni in der „Clarendon Hall“ zu Newyork begonnen. Nach einer „Times“-Depesche vom 15. Juli hatte Dr. Tanner bis zum 16. Tage 25½ Pfund an Gewicht verloren, sein Puls war 95, die Temperatur 98. Er war heiter, aber schwach und nervös; bis dahin hatte er sich des Wassertrinkens so viel als möglich enthalten, jetzt jedoch nimmt er Wasser zu sich.

Locales und Provinzielles.

Posen, 20. Juli.

‡ **Personal-Veränderungen im V. Armee-Corps.** Schmack, Hauptm. und Komp-Chef im 1. Niederschl. Inf.-Regt. Nr. 46, dem Regiment unter Beförderung zum überzähligen Major aggregirt. Protscher, Prem.-Lieut. in demselben Regiment, zum Hauptmann und Komp.-Chef befördert. Schulz, Sek.-Lieut. in demselben Regiment, zum Premier-Lieutenant befördert. von Ising, Sek.-Lieut. in demselben Regiment, unter Belassung in dem Verhältniß als Lehrer bei dem Kadettenhause zu Oranienstein und unter Beförderung zum Prem.-Lieut. à la suite ins Regiment gestellt. Kuhlmay, Hauptmann im Großen Generalstabe, kommandirt zur Dienstleistung bei dem 2. Leib-Husaren-Regt. Nr. 2, als Rittmeister und Eskadrons-Chef in dieses Regiment versetzt. de Ball, Sekonde-Lieut. vom Niederrheinischen Füsilier-Regt. Nr. 39, kommandirt zur Dienstleistung bei dem 1. Westfäl. Husaren-Regt. Nr. 8, in das 2. Leib-Husaren-Regt. Nr. 2. versetzt. von Stülpnagel, Major vom Generalstabe der 9. Division, zum Generalstabe des Armee-Corps, Sperling, Hauptmann vom Generalstabe des 15. Armee-Corps, zum Generalstabe der 9. Division versetzt. von Knobelsdorff-Brenkenhoff, General-Major und Kommandeur der 10. Kavallerie-Brigade, in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt. von der Decken, Oberst und Kommandeur des Magdeburgischen Husaren-Regts. Nr. 10, unter Stellung à la suite des Regts., zum Kommandeur der 10. Kavallerie-Brigade ernannt. Frhr. von Wintzingerode-Knorr, Rittmeister und Eskadr.-Chef im 2. Leib-Husaren Regt. Nr. 2, der Abschied mit dem Charakter als Major, der gesetzlichen Pension und der Erlaubniß zum Tragen der Regiments-Uniform bewilligt. Frhr. von Puttkamer, Prem.-Lieut. von demselben Regiment, zum Rittmeister und Eskadr.-Chef, Hoffmann, Sek.-Lieut. von demselben Regiment, zum Prem.-Lieut. befördert. Gehring, Hauptmann und Komp.-Chef vom 3. Niederschl. Inf.-Regt. Nr. 50, der Abschied mit dem Charakter als Major, der gesetzl. Pension und der Erlaubniß z. Tragen der Regts.-Uniform bewilligt. v. Quitzow, Portepeefähnrich von demselben Regt., zum Sek.-Lieut. befördert. Röhr, Vizefeldwebel vom Res. Landw.-Batl. (Glogau) Nr. 37, zum Sek.-Lieut. der Reserve des 3. Pos. Inftr.-Regmts. Nr. 58 befördert. Erfurt, Vicewachtmeister vom 2. Batl. (Hirschberg) 2. Niederschles. Landwehr-Regmts Nr. 47, zum Sek.-Lieut. der Reserve des 1. Schles. Dragoner-Regmts. Nr. 4 befördert. Frhr. von Massenbach, Prem.-Lieut. der Reserve des 2. Leib-Husaren-Rgts. Nr. 2, Wunderwitz, Sek.-Lieut. der Landwehr-Inftr., beide im Bezirk des Landwehr-Bataillons Samter, der Abschied bewilligt. Jouanne, Prem.-Lieut. der Landw.-Kawallerie im Bezirk des Landwehr-Batls. Schrimm, der Abschied mit dem Charakter als Rittmeister und der Erlaubniß zum Tragen der bisherigen Uniform bewilligt. Müller, Feldwebel und Zahlmeister-Aspirant vom Königs-Grenadier-Regiment (2. Westpr.) Nr. 7, zum Zahlmeister des Füsilier-Bataillons 2. Pos. Inftr.-Rgmts. Nr. 19 ernannt.

Personalien bei der Intendantur V. Armee-Korps: Intendantur-Assessor Jung von Posen nach Bromberg, Intendantur-Assessor Fleischfrescher von Bromberg nach Posen, Intendantur-Sekretär Popcke von Posen nach Münster, Intendantur-Sekretariats-Assistent Rehbock von Straßburg nach Posen, Depot-Magazin-Verwalter Fleischfresser von Lissa unter Ernennung zum Proviant-Amts-Kontroleur nach Glogau, und Proviant-Amts-Assistent Weise von Kolberg als Depot-Magazin-Verwalter nach Lissa versetzt. Garnison-Baumeister Nerenz in Liegnitz aus dem Militär-Verwaltungsdienst ausgeschieden. Regierung-Baumeister Kerp als Garnison-Baumeister in Liegnitz interimistisch angestellt. Intendantur-Registrator Lengner zum Geheimen Registrator im Kriegsministerium, Militär-Anwärter Zschischang als Kasernen-Inspektor in Posen angestellt.

‡ **Personalien.** Der hiesige Bau-Inspektor Hirt hat einen sechswöchentlichen Urlaub erhalten und wird durch den Regierungs-Baumeister Oehmcke vertreten. Der Kreisphysikus bomster Kreises Dr. Koch zu Wollstein ist zum kaiserlichen Regierungs-Rath und ordentlichen Mitgliede des Reichs-Gesundheits-Amts ernannt. Der Distrikts-Kommissarius Gloger zu Kuschlin ist auf vier Wochen beurlaubt und ist seine Vertretung dem Feldwebel a. D. Dziedzitzki übertragen worden.

— **Viktoria-Theater.** Ein Doppel-Benefiz findet morgen (Mittwoch) im Viktoria-Theater statt, und zwar für die Naive unseres Musentempels, Frl. Hedwig Görnemann und den trefflichen Charakterspieler, Hr. Georg Senff. Beides tüchtige verdienstvolle Mitglieder des Viktoriatheaters. Das Programm ist sehr interessant, ein neues Charakterbild: „Rothschild, der neue König der Juden“ und das bekannte Lustspiel „Die Anna-Lise“ mit Frl. Görnemann in der Titelrolle. Wir machen auf diese interessante Vorstellung besonders aufmerksam.

‡ **Neue Telegraphen-Betriebsstellen.** Zu Bnin, Kr. Schrimm, Kobylagora, Kr. Schildberg, und Kuklinowo, Kr. Krotoschin, sind vom 15. d. Mts. ab mit der kaiserlichen Orts-Postanstalt vereinigte Telegraphen-Betriebsstellen mit beschränktem Tagesdienst eröffnet worden.

⊙ **Der kaufmännische Verein** feierte am 18. d. M. im Viktoriapark sein diesjähriges Sommerfest. Dasselbe wurde in dem mit Fahnen und Guirlanden auf das Geschmackvollste dekorirten Garten mit Konzert von der Kapelle des Leibhusaren-Regiments Nr. 2 unter Leitung des Musikdirigenten Herrn Oppermann eingeleitet. Es folgten hierauf verschiedene Prämien- und Gesellschaftsspiele; von ersteren ist besonders des Adlerschießens zu erwähnen, das hauptsächlich für Damen bestimmt war und bei welchem dieselben von den mannigfachen Gewinnen mit besonderem Vergnügen Besitz nahmen. Die Pausen während des Tanzes, der bei einer so gemüthlichen, äußerst zahlreichen Gesellschaft nicht fehlen durfte, wurden wie auch die Pausen zwischen den Spielen durch verschiedene Reden und Toaste ausgefüllt. So sprach der Kurator des Vereins, Herr Verbandsdirektor C. Meyer, dem Vorstande für die umsichtige Leitung des Vereins und der Vergnügungskommission für das vortreffliche Arrangement des Festes seine besondere Anerkennung und im Namen des Vereins den innigsten Dank aus. Der Vereinsvorsitzende, Herr Kaufmann L. Wolff, hob in seiner Rede hervor, wie der Verein in der Person des Herrn Meyer eine so belebende Kraft besitze und brachte auf diesen, wie auch in der Folge auf die Gäste und Theilnehmer, welche zur Verschönerung des Festes beigetragen, ein Hoch aus, das die Anwesenden durch ihr allseitiges Einstimmen bekräftigten. So verstrich der Nachmittag unter den mannigfaltigsten, die Gemüthlichkeit und Heiterkeit hervorrufenden Abwechselungen, für die das Programm reichlich Sorge getragen hatte. Den Schluß des Festes bildete Feuerwerk, für dessen vorzügliches Gelingen die Anwesenden hocherfreut ihren Dank dem Haupt-Steueramts-Assistenten Herrn Sefftel aussprachen, der, als tüchtiger Pyrotechniker in hiesiger Stadt bekannt, das Feuerwerk arrangirt hatte. Gegen 11 Uhr Abends erfolgte unter Musik und dem Leuchten Hunderter von Lampions der Heimmarsch, der mit einer „Polonaise mit Lampions“ eingeleitet wurde. Innerhalb der Stadtmauern trennten sich die Theilnehmer, des fröhlich verlebten Festes eingedenk, erst allmälig von einander.

— **Ortsnamen-Veränderung** aus dem Regierungsbezirk Bromberg. Durch Allerhöchste Kabinetsordre ist der polnische Name des Dorfes Zbytowo, welches im inowrazlawer Kreise belegen ist, in Bytow umgewandelt worden.

— **Redaktionswechsel. Ein Wörtchen an den „Kuryer Poznański“.** Wir brachten vor Kurzem die Auslassungen des „Sztandar“ über die Schließung der Jesuitenklöster in Frankreich, so wie seine Ansicht über das Unheil, welches die Jesuiten in Polen angerichtet haben.*) Dieser Artikel gefiel, wie ja vorauszusehen war, dem „Kuryer Poznański“ nicht, und er fiel über den noch jugendlichen „Sztandar“ (er zählt ja erst 16 Wochen) her, um ihn zu massakriren. Vor allem bekam der verantwortliche Redakteur des Blattes, Kasimir von Koszutski, die Wuth des frommen Blattes zu fühlen, weil es ihm, der zugleich Redakteur der landwirthschaftlichen Zeitschrift „Ziemianin“ und Sekretär des landwirthschaftlichen Central-Vereins ist, nicht zustehe, einen solchen Artikel durchzulassen. Erschreckt durch die Drohung des „Kuryer Poznański“, legte Herr von Koszutski, der wohl merken mochte, daß man nicht jeden Artikel mit seinem Namen ausstatten dürfe, die Redaktion nieder, und es erscheint ein neues Gestirn am literarischen Himmel des „Sztandar“, — die bis jetzt unbekannte Größe — W. Fijalek, der Reihe nach der dritte Redakteur eines seit 16 Wochen, wöchentlich einmal, erscheinenden Blattes. — Doch rächt sich der „Sztandar“. Er läßt einen Artikel vom Stapel in welchem er „avec la marque d'éstime für den Fachgenossen“ sagt, daß er mit dem „Kuryer Poznański“ nicht polemisiren könne, da dieser in einem Streite „um Prinzipien“ unbesiegbar sei, denn er habe folgenden Syllogismus: „1) Die Kirche ist unfehlbar (wogegen wir natürlich nichts einzuwenden haben). 2) Die Hierarchie und die Kirche ist gleichbedeutend, ergo ist die Hierarchie unfehlbar. 3) Die Jesuiten sind ein integrirender Theil der Hierarchie, ergo sind die Jesuiten auch unfehlbar (und untadelhaft). 4) Der „Kuryer“ ist Organ der Jesuiten, ergo ist er auch unfehlbar. Dieser Syllogismus kann nach Belieben verlängert werden. Der „Sztandar hält übrigens gegenüber dem „Kuryer Poznanski“, Alles, was er über die Jesuiten gesagt hat, aufrecht, weil selbst heilige Männer und der Papst Clemens XIV. ihre Schädlichkeit anerkannt haben. Nur in Einem gesteht das Blatt zu, geirrt zu haben; es war in der vorigen Nummer gedruckt, die Jesuiten hätten Polen dahingebracht, daß es 65,000 Geistliche, Mönche und Nonnen und eine Armee von nur 100,000 Mann hatte, während die Armee thatsächlich sich nur auf 10,000 Mann belaufen hat. Die eine Null war somit nur ein Druckfehler.

— **Rücksicht für die durch die Maifröste geschädigten Ackerbürger.** Vier Großgrundbesitzer des bomster Kreises haben bekanntlich die Einberufung des Kreistages beantragt, um über die Mittel zu berathen, durch welche den bäuerlichen Grundbesitzern, deren Roggen im Mai erfroren ist, Hülfe gebracht werden soll. Der an sich so edelmüthige Antrag, der die Interessen der durch den Frost nicht minder

*) Wir bemerken hier, daß auch ein neuerer polnischer Historiker, Professor Bobrzyński in Krakau, den Jesuiten allein den Verfall Polens zuschreibt. Sie haben es zum Vortheile Roms geopfert.

geschädigten Großgrundbesitzer durchaus nicht berücksichtigt wissen will, während er ihnen Lasten aufbürdert, leidet trotzdem an einigen Mängeln, auf welche ein Korrespondent des „Kuryer Poznański" hinweist. Einer dieser Mängel ist, daß er die Verluste der Ackerbürger der kleinen Städtchen des Kreises, wie z. B. Kiebel und Köpnitz gar nicht berücksichtigt. Die Bewohner von Kiebel, welche ausschließlich vom Ertrage ihrer Felder leben, haben über 900 Morgen Roggen eingebüßt. Angenommen der Morgen bringe nur einen Ertrag von 5 Scheffel und jeder Scheffel habe nur einen Werth von 6 Mark, so hätten die Ackerbürger von Kiebel einen Verlust von 4500 Scheffel Roggen oder von 27,000 M. erlitten, ein Verlust, der für sie nicht leicht ersetzbar ist. Es wäre somit nur recht und billig, daß die Bewohner Kiebels ganz wie die ländliche ackerbautreibende Bevölkerung des Kreises behandelt würde, resp. daß ihnen die gleichen Rücksichten wie diesen erwiesen würden. Ein zweiter Mangel des hier in Rede stehenden Antrages ist jedenfalls, daß auch zur Verprozentirung und Amortisirung der aufzunehmenden Kreisanleihe die städtischen Kommunen herbeigezogen werden sollen. Hierdurch würden die Bewohner Kiebels, die selbst herbe Verluste haben, verpflichtet sein, neue Lasten zu übernehmen, ohne eine Erleichterung ihrer Noth genossen zu haben, was jedenfalls eine Ungerechtigkeit involviren würde. Als dritter Mangel ist dem Antrage vorzuwerfen, daß er das Moratorium zur Zahlung der gestundeten Kreisabgaben u. s. w. am 30. Juni 1881 expiriren lassen will. Hier entsteht ja sofort die Frage, von wo der Landwirth überhaupt, der Kleingrundbesitzer aber im Besonderen am 1. Juli 1881 Geld nehmen soll, da dann die Scheunen auch in guten Jahren leer sind, auch nach der Ernte noch nicht sogleich das zum Verkaufe nöthige Getreide gedroschen und zu Markte geschafft werden kann, zumal vor allen Dingen dann zur Saat und für den Hausbedarf gedroschen werden muß, um die ganze Ernte einzuheimsen. Das Moratorium müßte somit, wenn es den gewünschten Effekt haben soll, am 1. Januar 1882 erlöschen. Noch ein wichtiger Umstand ist von den Herrn Antragstellern gänzlich übersehen worden. Viele bäuerlichen Grundbesitzer und Ackerbürger werden nämlich nicht einmal so viel Roggen ernten, wie zur Saat nöthig ist. Da der Roggen gewiß theuer werden wird, würden diese Wirthe nicht im Stande sein, ihre Felder gehörig zu bestellen und die Folge hiervon wird die sein, daß sie sich auch im nächsten Jahre wieder in Noth befinden werden. Diesem müßte durch entsprechende Mittel vorgebeugt werden. Die Bewohner von Kiebel sollen bereits beim Landrathsamte die nöthigen Schritte gethan haben, um die oben angeführten Mängel des Antrages, der zur Einberufung des Kreistages Veranlassung gegeben hat, zu beseitigen.

Die deutsche Turnerschaft, welche vom 25. bis 29. d. Mts. ihr V. gemeinsames Turnfest zu Frankfurt a. M. feiert, umfaßt nach der statistischen Erhebung vom 1. Januar 1879 von den im Deutschen Reich und Deutsch-Oesterreich bestehenden 2015 deutschen Turnvereinen 1832; von diesen 1832 hatten die 1779 Vereine, welche die statistischen Fragen beantworteten, 164,974 Mitglieder. Der Vorstand der „deutschen Turnerschaft" ist auf dem IV. deutschen Turntage zu Weimar den 21. Juni 1868 als solcher begründet und in 17 Kreise eingetheilt, welche an Größe ebenso verschieden sind wie an Mitgliederzahl: der fünfte Turnkreis z. B. (Niederweser und Ems) umfaßt nur die 40 Turnvereine der freien Reichsstadt und des Herzogthums Bremen, des Großherzogthums Oldenburg und der Landdrosteien Osnabrück und Aurich mit 3964 Mitgliedern, während zum letzten Turnkreise alle Turnvereine Deutsch-Oesterreichs gehören, im Ganzen 131 mit 14,564 Mitgliedern; am meisten Vereine, nämlich 327 mit 32,686 Vereinsmitgliedern hat der XIV. Turnkreis (Königreich Sachsen); auch der II. deutsche Turnkreis, welcher Schlesiens und Südposens 100 Vereine mit 8000 Mitgliedern umfaßt, ist einer der größeren Kreise. An der Spitze jedes Kreises steht ein auf dem Kreisturntage von den Abgeordneten der Turnvereine gewählter Kreisvertreter, der, unterstützt von einem Kreis-Ausschuß, die gesammten Angelegenheiten des Kreises ordnet; die Kreisvertreter bilden zusammen mit fünf Ausschußmitgliedern, die auf den alle 4 Jahre stattfindenden deutschen Turntagen erwählt werden, den leitenden Gesammtausschuß der deutschen Turnerschaft, welcher jährlich zu einer Sitzung zusammenkommt. Auch außerhalb des deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs bestehen fast überall da, wo Deutsche in größerer Zahl zusammen wohnen, deutsche Turnvereine, so in Ungarn und Siebenbürgen, in Rumänien und Rußland, in den großen Städten Englands, Frankreichs und Belgiens, selbst in Südamerika und Australien. In den Vereinigten Staaten bildet sogar der aus 172 deutschen Turnvereinen mit etwa 12,000 Mitgliedern bestehende „Nordamerikanische Turnerbund" auch politisch den wichtigsten Sammelpunkt des deutschen Volkselements der Union. Nach dem Muster der deutschen Turnerschaft haben sich auch in den benachbarten Ländern turnerische Genossenschaften gebildet: in der Schweiz den aus 119 Sektionen mit etwa 4000 Mitgliedern bestehende „Schweizer Turn-Verein", in Holland der 45 Vereine mit 2676 Mitgliedern umfassende „Nederlandsch Gymnastik-Verband, in Belgien die „fédération belge de gymnastique", zu der 59 Vereine mit 7290 Mitgliedern gehören, in Italien die 1869 begründete „federazione ginnatica italiana" und die 1874 begründet „federazione delle società ginnastiche italiane" mit zusammen 82 Turnvereinen und etwa 10,000 Mitgliedern. Auch in Frankreich wurde am 28. September 1873 zu Paris von patriotisch gesinnten Männern, welche einen Hauptgrund für die Ueberlegenheit des deutschen Heeres über die Armeen Frankreichs in der volksthümlichen Pflege des Turnens seitens zahlreicher Turnvereine in Deutschland sahen, eine union des sociétés gymnastiques de France" begründet; derselben hatten sich bis Anfang 1879 von den in Frankreich bestehenden 120 Turnvereinen mit etwa 10,000 Mitgliedern 42 Vereine angeschlossen. Obwohl alle diese der Pflege des Turnens obliegenden Verbände des Auslandes von den Landesregierungen außerordentlich begünstigt werden, besonders in Frankreich und Italien, steht doch immer noch die ohne Zuthun der Regierungen entstandene und weiter gediehene deutsche Turnerschaft für die fremdländischen Turngenossenschaften als unerreichtes Muster da: wohl geleitet von sachkundigen und umsichtigen Männern ist dieselbe mit Eifer und Erfolg bemüht, in einer Zeit der Genußsucht und der Verweichlichung „das Turnen als Mittel zur körperlichen und sittlichen Kräftigung" des deutschen Volkes zu fördern; unberührt von den politischen Parteibestrebungen des Tages, betrachtet sie dabei als ihre Aufgabe, in ihren Turngemeinden die heilige Liebe zum Vaterlande zu hegen und zu pflegen.

n. **Der große afrikanische Zirkus C. Merkels** wird Donnerstag mittelst Separatzuges hier ankommen und seinen feierlichen Einzug durch die Stadt nach dem Kanonenplatz halten, wo er während vier Tagen Vorstellungen geben wird. Herrn Merkel geht ein Weltruf voran; sein Zirkus ist überhaupt der größte, den es je gegeben hat, denn er besteht aus 100 Personen, welche den verschiedensten Volksstämmen der Erde angehören. Er wird sonach nicht allein denen einen Genuß bieten, welche sich an glänzenden Vorstellungen vergnügen, sondern auch denen, die sich für ethnographische Forschungen interessiren.

.—r. **Wollstein,** 17. Juli. [Krankenhäuser. Standesamt Karna. Listenauslegung. Zur Ernte.] Die beiden hiesigen Krankenhäuser, das Kreiskrankenhaus und das Krankenhaus „zum Samariter", standen bisher unter der Direktion unseres früheren Kreisphysikus Dr. Koch. Nach dessen Abgang von hier ist Dr. Markwitz zum dirigirenden Arzt für das Kreiskrankenhaus uud Dr. Maj als solcher für das Krankenhaus „zum Samariter" von den betreffenden Vorständen ernannt worden. Beide Anstalten nehmen Kranke ohne Unterschied der Konfession auf. — An Stelle des Rechnungsführers Keilich ist der Wirthschaftsinspektor Schrot zum Stellvertreter des Standesbeamten für den Standesamtsbezirk Karna im hiesigen Kreise ernannt worden. — Für die im November c. stattfindende Stadtverordnetenwahl liegen vom 15. bis 30. d. M. die betreffenden Listen der stimmfähigen Bürger zur Einsicht offen. — Seit acht Tagen ist die Roggenernte bei uns im vollen Gange, und wenn auch Probeerdrusche noch nicht stattgefunden, so steht doch fest, daß dieselbe im Allgemeinen kaum ein Drittel einer Durchschnittsernte ergiebt. Hingegen berechtigt der Weizen, der indeß nur wenig im hiesigen Kreise angebaut wird, sowie Erbsen, Gerste und Hafer zu sehr befriedigenden Ernteresultaten. Die Kartoffeln stehen auch überall ganz gut und wir hoffen, daß der Ausfall an Roggen einigermaßen ausgeglichen werden wird. Nur den Wein haben die Maifröste total vernichtet; der Hopfen steht indeß bis jetzt gut und bei fernerer normaler Witterung dürften wir auf eine zufriedenstellende Ernte rechnen können.

□ **Fraustadt,** 18. Juli. [Vorschußverein.] In der gestrigen Generalversammlung des hiesigen Vorschußvereins erstattete der Rendant Wilhelm Goldmann Bericht über das 14. Geschäftsjahr (vom 1. Juli 1879 bis 30. Juni 1880). Demselben entnehmen wir, daß dem Vereine gegenwärtig 705 Mitglieder angehören, deren Guthaben sich auf 81,454 M. beläuft. Der Reservefonds hat die Höhe von 12,667 M. erreicht. Die Schulden des Vereins betragen 406,214 M. Die ausstehenden Vorschüsse betrugen am 30. Juni 1879 298,699 M., neu ausgegeben resp. prolongirt wurden 1,134,696 M., zurückgezahlt 1,159,226 M., somit stehen noch aus 274,169 M. Das Utensilienkonto beträgt 264 M. Das Effektenkonto betrug am 30. Juni v. J. 169,902 M.; durch Ankauf von Deutscher Anleihe und Erwerb von Hypotheken im Betrage von 56,296 M. wurde es vergrößert und beträgt jetzt 226,198 M. An Zinsen wurden 24,904 M. eingenommen, davon gehen ab die an die Gläubiger gezahlten Zinsen im Betrage von 14,321 M. und die im Voraus erhobenen auf das nächste Jahr zurückzustellenden Zinsen mit 2083 M.; es bleibt somit ein Zinsenüberschuß von 8499 M. Die Verwaltungskosten betragen: Renumeration für den Rendanten 2350 M. Tantieme für den Vorstand und Aufsichtsrath 850 M., sonstige Unkosten 395 M.; es bleibt somit ein Ueberschuß von 4904 M. Das zur Dividende berechtigte Mitgliederguthaben beträgt 57,212 M. und es wird vorgeschlagen, eine Dividende von 8 Prozent, in früheren Jahren stets 10 Prozent) also 4576 M. zu vertheilen und den Rest von 327 M. dem Reservefonds zu überweisen. -- Die mit dem Vorschußverein verbundene Sparkasse hatte am 30. Juni v. J. einen Bestand von 319,032 M. und wurden in 1969 Posten 147,276 M. ein- und in 628 Posten 87,394 M. zurückgezahlt, so daß somit ein Bestand von 378,914 M. verbleibt. Die Zinsen der Sparkasse betrugen 13,164 M., davon wurden 3079 M. baargezahlt und 10,085 M. gutgeschrieben. — Hierauf schritt man zur Wahl zweier Aufsichtsrathsmitglieder an Stelle der ausscheidenden Brauerei-Besitzer A. Hofer und Glasermeister J. Schwarzwald. Die Genannten wurden wiedergewählt. Der Vorschußverein ist für unseren Ort in der That ein segensreiches Institut, der Geschäftsumfang wird — Dank der umsichtigen Leitung des Vorstandes — von Jahr zu Jahr immer größer.

± **Witkowo,** 17. Juli. [Bezirkslehrer-Konferenz. Hagelschlag. Taschendiebe.] Am 13. d. M. fand hierselbst unter dem Vorsitz des hiesigen Lokal-Schul-Inspektors und Pastors Frischbier in der evangelischen Schule die diesjährige Bezirkslehrer-Konferenz statt, zu welcher sich sämmtliche Lehrer der evangelischen Parochien zu Witkowo, Tremessen und Szydlowiec eingefunden hatten. Nur zwei waren krankheitshalber an dem Erscheinen verhindert. Die Konferenz begann um ½10 Uhr mit Gesang und Gebet und währte bis um ¾4 Uhr Nachmittags. Nach einer Ansprache des Vorsitzenden hielt zunächst der Lehrer und Kantor Wirth von hier mit den Schülern eine Probelektion über das sechste Winkelmann'sche Bild. Darauf referirte der zweite Lehrer Riemer aus Tremessen über das Thema: „Der Zeichenunterricht in der Volksschule." Nach Beendigung einer Pause, welche durch vierstimmige Gesänge ausgefüllt war, hielt der Lehrer und Kantor Schöfinius aus Strzalkowo seinen Vortrag über die neue Orthographie und wie ist dieselbe unter den obwaltenden Umständen am leichtesten in der Volksschule einzuführen. Ueber dasselbe Thema referirte auch der Lehrer und Kantor Talk aus Szydlowiec. Sämmtliche Arbeiten fanden allgemeinen Anklang bei den Konferenzmitgliedern. Nachdem der Vorsitzende noch einige Verfügungen der Regierung zur Kenntniß gebracht hatte, wurde die Konferenz geschlossen. Ein gemeinschaftliches Mittagbrod in dem Hotel des Herrn Franke hielt noch die Konferenztheilnehmer eine Zeitlang in gemüthlichem Gespräch bei einander. — Am genannten Tage zog über dem ca. 8 Kilometer von hier entfernten Gute Niechanowo ein Hagelwetter dahin, wodurch großer Schaden unter dem Getreide angerichtet wurde. — Am letzten hierselbst abgehaltenen Jahrmarkt wurden gegen Ende desselben zwei Taschendiebe bei der That ergriffen. Bei der näheren Untersuchung der beiden Subjekte fand man bei denselben außer einer Anzahl von Uhren, Ketten 2c. nicht weniger wie 30 Portemonnaies. Auch hatten sie 6 Enten sich angeeignet. Am folgenden Tage wurden die beiden Diebe geschlossen mit dem Resultat ihrer Arbeit in das Amtsgerichtsgefängniß nach Gnesen abgeliefert, wo sie ihrer Bestrafung entgegensehen.

□ **Meseritz,** 17. Juli. [Bürgermeister-Wahl.] Für die zur Zeit hierselbst vakante Bürgermeisterstelle haben sich nicht weniger als 54 Bewerber gefunden, darunter, wie verlautet, mehrere Offiziere und sogar auch ein Philologe. Die Stadtverordneten haben in einer ihrer letzten Sitzungen sich mit der Prüfung sämmtlicher Bewerbungen befaßt und sechs Kandidaten zur engeren Wahl gestellt. Die Wahl des Bürgermeisters selbst wird, sicherem Vernehmen nach, erst etwa in 8—14 Tagen stattfinden, da zunächst die sechs Kandidaten zur persönlichen Vorstellung aufgefordert worden sind.

+ **Rogasen,** 18. Juli. [Besitzveränderung. Ernte. Vorschußverein. Konzession. Abendunterhaltung] Der Besitz von Ruda-Mühle (¼ Meile von Rogasen belegen) ist käuflich vorgestern für den Betrag von 82,500 M. vom Besitzer Cohn an die Wittwe Krüger aus Kozlonko bei Miescisko übergegangen. — In hiesiger Gegend hat bereits vorige Woche die Roggenernte begonnen und ist jetzt im vollsten Gange. Trotz der Nachtfröste, die der Roggen im Monat Mai erlitten, steht uns ein guter Erlös bevor; denn man hört sehr selten eine Klage darüber führen. — Am Montag, den 19. d. M., findet in Hirsch's Hotel um ½8 Uhr eine Generalversammlung der Mitglieder des Vorschuß- und Sparkassenvereins zu Rogasen (Eingetragene Genossenschaft) statt. Zur Tagesordnung kommen: 1) Darlegung des Geschäftsberichtes pro II. Quartal cr. 2) Neuwahl dreier ausscheidenden Ausschußmitglieder. 3) Ausschluß eines Vereins-Mitgliedes. — Dem Apotheker Paul Liß ist die Konzession zum Fortbetriebe der von ihm erkauften Apotheke zu Obornik ertheilt worden.— Heute Abend findet in Rüdiger's Garten Abends 6 Uhr eine musikalische Unterhaltung statt, ausgeführt von einheimischen Kräften (J. Derpa u. Sohn). — Der Neubau der Turnhalle für das hiesige königl. Gymnasium ist bereits begonnen worden.

△ **Schneidemühl,** 18. Juli. [Artillerieschießplatz. Verwaltung der Schulkassen.] Der Major à la suite des 1. Pommerschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 2, Krüger, Adjutant der General-Inspektion der Artillerie, war neulich in unserer Stadt anwesend, um das Terrain wegen eines großen Artillerieschießplatzes, wegen eines Lagerplatzes und eines Exerzierplatzes für Artillerie in Augenschein zu nehmen. Wie wir hören, ist das qu. Terrain als geeignet befunden worden, besonders schien es zu einem Artillerieschießplatz recht qualifizirt. Es liegt rechts von der Berliner Chaussee nach der Plietritzer Forst zu. Der Boden steigt hier allmälig um acht Meter an, und können sichtbare Ziele mit Leichtigkeit aufgestellt werden; hinter dem dann folgenden Abhange bietet sich auch Gelegenheit zur Aufstellung verdeckter Ziele. Die Länge des Platzes mißt 3500 Meter. Darüber hinaus aber befindet sich in der ganzen Schußlinie kein einziges Haus, keine Kolonie und kein Dorf, so daß ein so geeigneter Schießplatz für Artillerie sich selten finden dürfte. — Nachdem der Rendant der kombinirten Schulkassen 2c. Rohr sein Amt niedergelegt hat, sind dieselben einstweilen dem jetzigen Kämmerer Schönrock übertragen worden, welcher sie übrigens auch früher verwaltete.

H. **Wojcin,** 17. Juli. [Geheimnißvoller Tod.] An der preußischen Grenze, nahe bei Krumknie, wird ein starker Schmuggelhandel nach Rußland getrieben. Der in Mnischki, auf russischer Seite, seit längerer Zeit stationirte Grenz-Wachtmeister Kukuleff, Russe, war seiner Strenge wegen von den Schmugglern sehr gefürchtet. Doch nicht allein die, sondern auch die ihm untergestellten Russen mußten gar oft seinen Zorn durch Knutenhiebe empfinden. Krumknie, hart an der Grenze gelegen, war für die, an spirituose Getränke gewöhnten Russen ein gar zu verlockender Ort und anstatt auf Posten zu stehen, begaben sich die russischen Soldaten lieber nach K., zechten daselbst mit den Schmugglern und führten dieselben nach Zahlung von Tribut in's russische Gebiet. Dies hatte der Wachtmeister erfahren und suchte seinen Soldaten das Handwerk zu legen. Zu diesem Zwecke begab er sich im Monat Januar zu Pferde nach Krumknie, rekognoszirte daselbst, ritt zurück und begab sich zu Fuß in den, hart an der preußischen Grenze belegenen Wald, den die Schmuggler stets passiren mußten und wo seine Soldaten Dienst hatten, auf Patrouille. — Doch er kehrte nicht zurück. -- Erst am dritten Tage, was bei uns gewiß viel sagen will, ward es dem in Skolsk stationirten russischen Kapitän gemeldet, daß der Wachtmeister Kukuleff nicht auf seinen Kordon zurückgekehrt sei. Nun wurde gesucht und von dem Wojt bald jene, bald diese Ortschaft aufgeboten, um den Wald zu durchforschen. Doch vergebens, K. war und blieb verschwunden. Nach einiger Zeit wurden zwei russische Soldaten wegen Verdacht des Mordes angezeigt und eingezogen, doch nichts gab Aufklärung. Er schien spurlos verschwunden und schon wurde angenommen, daß er entwichen. — Da im Monat Juni wird der Leichnam des Ermordeten am Ufer eines kleinen Sees, der sich, wie mehrere andere, in jenem Walde befindet, aufgefunden — aber wie. — Die Hände des Erschlagenen waren noch auf dem Rücken gefesselt, sein Mund noch mit Fußtüchern verstopft und um seinen Hals hatte er einen Strick, an dem sich jedenfalls ein Stein befunden hatte. Der Rücken des Ermordeten war total zerschlagen und in der Seite hatte er eine Stichwunde. Welchen Tod muß der Unglückliche gehabt haben. Von Bekleidung hatte derselbe nur Unterhose und Hemd. — Die noch in Haft sich befindlichen Soldaten wurden zur Leiche geführt und die Untersuchung ergab nichts. — Man nimmt an, daß nicht allein seine Soldaten, sondern auch Schmuggler den Tod des Mannes herbeigeführt haben. Er war 27 Jahr alt und hinterläßt in Petersburg eine Frau und 3 Kinder.

Landwirthschaftliches.

□ **Ostrowo,** 17. Juli. [Ernte] Die Roggenernte ist in hiesiger Gegend im vollen Gange und ist das Wetter bis jetzt dem Einbringen des Getreides sehr günstig. Der Schaden, den das Unwetter am 10. inden Ortschaften Borzkow, Skalmierzyce, Sliwnik, Latowice 2c. angerichtet, in dem der Sturm nicht nur viele Bäume entwurzelte, sondern auch eine Anzahl Scheunen umwarf und der Hagel die Felder verwüstete, ist ein bedeutender. Die Dominialbesitzer, die größtentheil gegen Hagelschaden versichert sind und Endschädigung erhalten, kommen immerhin noch besser weg als die Rustikalbesitzer, die gewöhnlich nicht versichert sind und den Verlust ihrer in Aussicht gestandenen Ernte ganz zu tragen haben. Der Stand der Feldfrüchte in den betroffenen Fluren war durchweg gut. Am selben Tage hat der Sturm und das Hagelwetter auch jenseits der Grenze bedeutenden Schaden angerichtet. Dort soll auch der Blitz an mehreren Stellen gezündet und zwei Menschen getödtet haben.

Staats- und Volkswirthschaft.

≅ **Neutomischel,** 19. Juli. [Hopfen.] Am hiesigen Platze macht sich im Hopfenhandel schon seit längerer Zeit eine vollständige Geschäftsstille bemerklich. Selbst die Händler am Platze, welche bisher für Brauerkundschaft noch häufiger kleinere Quantitäten des Produktes übernahmen, zeigten in den letzten Wochen, weil die Konsumenten mit den vorhandenen Vorräthen bis zur bevorstehenden Hopfenernte durchzukommen hoffen und deshalb neue Bestellungen nicht aufgeben, nicht die geringste Kauflust. Die Produzenten in hiesiger Gegend, bei denen zuweilen noch größere Quantitäten des vorjährigen Produktes auf Lager sind, dürften bei weiterer Geschäftslosigkeit wohl kaum Gelegenheit haben, ihren Hopfen vor der neuen Ernte verkaufen zu können, vielmehr werden sie genöthigt sein, denselben bis nach der Ernte, wodurch derselbe gewöhnlich ganz bedeutend entwerthet wird, denn alter Hopfen wird meistens um 50 Prozent niedriger bezahlt als neuer, behalten zu müssen. — In den Hopfenplantagen in der Nähe unserer Stadt und in den umliegenden Landgemeinden hat sich die Pflanze in diesem Jahre nicht überall gleichmäßig entwickelt. In einem großen Theile der Anlagen haben die Pflanzen nicht nur die Höhe der Stangen erreicht, sondern sind sogar 1—2 Meter über dieselben hinausgewachsen, haben auch sehr viele Seitenzweige geworfen und Blüthen in großer Anzahl angesetzt. Bei weiteren günstigen Witterungsverhältnissen gewähren diese Anpflanzungen, wenn sich namentlich das Ungeziefer, das sich hin und wieder in ihnen zu zeigen beginnt, nicht weiter vermehrt, die Aussicht auf eine gute Mittelernte. Eine Anzahl Plantagen giebt es aber auch, in denen die Pflanzen in der Entwickelung ganz bedeutend zurückgeblieben — dieselben haben häufig erst die halbe Stangenhöhe erreicht — und so sehr von Ungeziefer, besonders von Hopfenwanzen und Mehlthau heimgesucht worden sind, daß von ihnen nur höchst geringe, in den meisten Fällen wohl auch gar keine Erträge erwartet werden können, wenn nicht fruchtbare Witterung auch hier noch fördernd und bessernd einwirkt. — Ueber den Stand der Hopfenpflanze im Auslande läßt sich Folgendes mittheilen: Aus Steiermark wird gemeldet, daß sich die Hopfenpflanze bei der fortgesetzt günstigen Witterung sehr gut entwickelt hat. In den meisten Anlagen sind die Stöcke vollkommen gesund und frei von Ungeziefer, doch zeigen sie nicht einen so reichen Blüthenansatz, als man erwartete. Die Gärten, welche eine niedrige Lage haben, haben vielfach durch Nässe gelitten und versprechen nur geringe Erträge. — In der Hallertau haben die Pflanzen in den Plantagen, welche in der Niederung liegen, die Stangenhöhe erreicht, während in den Anlagen auf den Höhen ein Drittel oder ein Viertel der Stangenhöhe noch unbedeckt ist. Allgemein nimmt man an, daß die ungleiche Entwickelung der Pflanze eine Folge der großen Kälte des verflossenen Winters, welche sich auf den Höhen bedeutend mehr als in der Niederung geltend machte, sei. Aus den englischen Pflanzungen wird mitgetheilt, daß der Stand der Hopfenpflanze ein bedeutend besserer als im Vorjahre sei. In Kent haben die Hopfengärten ein außerordentlich gutes Aussehen. Die Pflanzen, welche sich kräftig entwickelt und zahlreiche Tragranken angesetzt haben, stellen reiche Erträge in Aussicht. In Sussex und Ost-Kent sind die Pflanzen in den Anlagen vielfach mit Fliegen und Blattläusen behaftet, auch zeigt sich an ihnen zuweilen Schimmel. Die Pflanzungen in Hereford, Worcester, Hampshire und Surrey, welche nur zum geringen Theile von Blattläusen heimgesucht sind, versprechen eine gute Durchschnittsernte.

** **Kurhessische 40 Thlr.-Loose von 1845.** Verloosung vom 1. Juni 1880. Auszahlung vom 2. Januar 1881 ab.

Am 1. Dezember 1879 gezogene Serien:

3 81 167 282 412 418 763 803 901 909 949 1100 1108 1170
1339 1345 1351 1561 1598 1943 2080 2111 2157 2167 2177 2195
2431 2516 2552 2604 2671 2694 2725 2736 2750 2832 2896 2920
3016 3076 3093 3175 3193 3195 3257 3356 3373 3750 3844 3847
3865 3891 4094 4095 4120 4306 4318 4322 4355 4385 4774 4796
4843 4862 4918 5069 5080 5106 5344 5418 5525 5875 5908 5977
6007 6425 6550 6593 6660 6692.

Am 1. Juni 1880 gezogene Serien:

189 216 346 367 589 816 912 1020 1160 1212 1294 1356 1371
1374 1527 1533 1568 1656 1761 1959 1982 2079 2169 2278 2329

2412 2383 2974 3036 3187 3188 3231 3271 3331 3378 3395 3418 3350 3457 3518 3593 3653 3684 3745 3749 3930 4002 4117 4262 4361 4366 4423 4464 4741 4753 4799 4851 4904 5062 5094 5115 5265 5296 5469 5541 5574 5715 5832 5876 5878 5882 5896 5907 5970 5985 6047 6051 6093 6112 6595.

Prämien: à 96,000 M. No. 25491. — a 24,000 M. No. 91309, à 12,000 M. No. 34341. — à 6000 M. No. 48551. — à 4500 M. No. 66767 111581. — a 3000 M. No. 107938 118502 118802.

à 1200 M. No. 39192 66768 72984 76885 100035.

à 600 M. No. 8629 63789 66772 68118 79373 96151 111595 136705 146887 150168.

à 405 M. No. 10299 23723 27060 29232 33765 39019 44014 67345 68748 72061 79818 84866 86237 89824 91319 96609 102973 127344 147394 149411.

à 300 M. No. 54 5382 5392 10286 10290 10433 14705 20379 22715 22720 23707 27493 27495 27698 29240 30292 30299 33461 33466 33471 41396 44006 48573 52759 53923 54416 54868 54870 60295 60751 62895 63778 63780 63784 63797 64870 65091 65093 66761 66762 67330 67332 67347 68109 68377 72998 74338 75378 76886 77323 79802 79854 83254 83256 84432 84450 86424 87408 89806 91303 91310 91315 92081 92091 92096 93708 93726 96097 96156 96606 97258 102369 102916 106546 106547 107646 109013 109611 110554 110568 118512 118521 118524 119957 120551 120568 121255 122944 126977 127631 127856 136723 145797 146856 147655 149246 149614 151273 152800 164854 164860 164864 164867 166497 167294.

Alle übrigen Nummern der gezogenen Serien erhalten 225 M.

Vermischtes.

* **Die deutsche Sprache in England.** Wie oft ist nicht den Franzosen schon der Mangel an Kenntniß der deutschen Sprache vorgeworfen worden? Nun — man sollte es kaum glauben — die Engländer geben darin den Franzosen wenig nach. Vor uns liegt ein in künstlerischer Weise ausgestattetes Programm eines Konzertes, das am 30. v. M. in Royal Albert Hall in London von Ihrer Majestät Operngesellschaft ausgeführt wurde. Es wirkten darin u. A. mit: Christine Nilsson, die Trebelli, Etelka Gerster, Minnie Hauck, Lilli Lehmann 2c., also Kräfte, die voraussehen lassen, daß auf ein hochgebildetes Auditorium gerechnet werden konnte. Und diesem hochgebildeten Publikum bot man Folgendes: Die eine Nummer des Programms bietet: Swedish Melodies — schwedische Melodien und zwar a. „Still ist die Nacht, von Abt". Unser guter braver Abt ein schwedischer Komponist! Nun höre man aber, in welcher Weise der deutsche Text wiedergegeben ist. Er lautet wörtlich:

Still ist die nacht,
Non leise **klinger** wieder,
Im dunkelen hain der **nochtigellen** lieder
Fiel Tansend Sterne glöhn in schöhnster pracht,
Und halten treu am kimmels zelte wacht.
Mein Herz doch glöbet wieder,
Still ist die nacht.
Still war die nacht,
Ein sanfter Hauch **rom fniden**
Erweckte kosend rings um **blöth on** blöthe,
Als mich der weg zu dir mein lieb gebracht,
Da haben wir gekozet und gelacht.
Und manche Hoffnung glöthe,
Still war die nacht.

* **Lyck,** 9. Juli. Die bildschöne Tochter eines Besitzers aus unserem Kreise, welche vor einigen Jahren auf das Andringen ihrer Eltern zum Katholizismus übertrat und einen reichen polnischen Gutsbesitzer heirathete, der übrigens auch in unserem Kreise gekannt und geachtet wird, ist kürzlich von ihrer Schwiegermutter, der die Preußin ein Dorn im Auge war, durch Arsenik vergiftet worden. Der Mann, welcher seine Frau über alles liebte und den Hetzereien seiner Mutter niemals Gehör lieh, ist untröstlich und hat selbst die Anklage gegen die Mörderin erhoben, welche bereits verhaftet ist. (K. Hart. Ztg.)

* **Kaiser Nikolaus und Puschkin.** Bei Gelegenheit der vor Kurzem in Moskau und im übrigen Rußland stattgehabten Puschkin-Feier sind einige Details über die letzten Augenblicke des großen Dichters bekannt geworden, welche um so mehr von besonderem Interesse sein dürften, als sie das Verhältniß zwischen Puschkin und dem gefürchteten Kaiser Nikolaus klarstellen. Der verstorbene Kaiser verkehrte sehr oft mit Puschkin, was aber diesen letzteren nicht hinderte, den tyrannischen Zug im Charakter des strengen Zaren in schneidigen Versen zu geißeln. Allerdings sind diese Verse nie gedruckt worden, sie gingen aber in der Petersburger Gesellschaft von Mund zu Mund. Dies konnte zwar dem Kaiser nicht entgehen, doch wollte er den Dichter nicht „exemplarisch" bestrafen, sondern begnügte sich damit, denselben hin und wieder in die Verbannung nach dem Kaukasus oder sonstwohin zu schicken, von wo aus Puschkin, auf Verwendung seiner zahlreichen Freunde, jedesmal bald nach Petersburg zurückkehren durfte. Puschkin war Einer jener Wenigen, welche ohne Gefahr für Leib und Leben den Zorn des gewaltigen Nikolaus auf sich laden durften. Am 28. Januar 1837 fand das unglückselige Duell zwischen Puschkin und dem Adoptivsohn des damaligen dänischen Gesandten am Petersburger Hofe, dem Gardelieutenant d'Antes-Hekkeeren statt, welches schon am nächsten Tage dem Dichter den Tod brachte. Puschkin hatte seinen Gegner gefordert, weil von diesem seine Frau in schändlicher Weise verleumdet worden war. Am Abend desselben Tages wurde der Kaiser von dem Vorfall unterrichtet, und als Nikolaus erfuhr, daß der Zustand des verwundeten Dichters zwar gefährlich, jedoch nicht ganz hoffnungslos sei, begab er sich zur Ruhe mit dem Befehl, man möge ihn wecken, wenn der Zustand des Kranken im Laufe der Nacht bedenklich werden sollte. Als dies gegen 1 Uhr Nachts wirklich der Fall war, wurde Nikolaus von seinem Adjutanten geweckt. Der Kaiser schrieb sofort an Puschkin eigenhändig einige Zeilen, welche wörtlich lauten, wie folgt:

„Sollte es Gott wollen, daß wir uns in diesem Leben nicht mehr sehen, dann übersende ich Dir hiermit meine Verzeihung und meinen letzten Rath: stirb als Christ. Wegen Deiner Frau und Deiner Kinder sei ruhig: Ich werde für sie sorgen. Dein Kaiser Nikolai".

Mit kaum vernehmlicher Stimme konnte noch der Dichter beim Empfang dieser Zeilen zu seiner Umgebung die Worte flüstern:

„Saget dem Kaiser, daß ich den Verlust meines Lebens bedauere, weil ich der Möglichkeit beraubt werde, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen. Bliebe ich am Leben, ich würde ganz der Seinige sein."

Der Sterbende folgte dem Rath des Kaisers und erbat sofort einen Geistlichen, welcher ihm auch die Sakramente reichte. Erst am Nachmittag des 29. Januar verstarb der Dichter nach vielen qualvollen Stunden. Er hinterließ fast gar kein Vermögen. Kaiser Nikolaus bewilligte sofort aus seiner Privatschatulle zehntausend Rubel („in Assignaten", wie der damalige Ausdruck lautete, im Gegensatz zum Silberrubel), um die Kosten für die Beerdigung Puschkins zu bestreiten, die auch demgemäß sehr pomphaft vor sich ging. Am folgenden Tage beschied der Kaiser den damaligen Hausminister zu sich und redete ihn kurz an: „Was habe Ich zu zahlen?" Der Minister konnte im ersten Augenblick den Sinn dieser Worte nicht fassen, so daß der Kaiser ihm expliziren mußte: „an Schulden, seinen Schulden!" Nikolaus konnte nämlich ganz genau die leichte Lebensart des Poeten, welche zu seinem geringen Vermögen in keinem Verhältniß gestanden hatte. Der Minister traute sich darauf kaum, die ungeheuere Summe der Passiva, welche Puschkin hinterließ, zu nennen, doch der Kaiser bewilligte sofort auch diese Gelder. Außerdem wurde der Wittwe eine Jahrespension von fünftausend Rubeln und den vier hinterbliebenen Kindern eine solche von sechstausend Rubeln überwiesen. Die vier Kinder des im 38. Lebensjahr Heimgegangenen, zwei Söhne und zwei Töchter, sind noch alle am Leben. Von den Söhnen ist der eine, Alexander Puschkin, Flügeladjutant und Oberst des Narw'schen Husaren-Regiments und der andere, Gregor, hat den Dienst quittirt und lebt jetzt auf seinem Gute. Von den Töchtern ist die ältere, Marie, Wittwe von General Hartung und die jüngere, Natalie, Gemahlin des Herzogs Nikolaus von Nassau.

* **New-York,** 26. Juni. [Die amerikanischen Doktor-Diplome.] Endlich ist, so schreibt man der „Kr.-Ztg.", Aussicht vorhanden, daß der vom „Doktor" Buchmann betriebenen Philadelphier Doktor-Fabrik, über die ja auch in deutschen Blättern so vielfach Beschwerde geführt wurde, ein Ende gemacht wird. Seine formelle Berechtigung zu dem geübten Verfahren fand Buchanan im Besitze eines Freibriefes für eine „Universität", und als dieselbe in Folge Andrängung der Behörden und der Presse von der Legislatur Pennsylvaniens endlich für aufgehoben erklärt wurde, entschieden die Gerichte, daß diese Aufhebung gesetzwidrig sei. Inzwischen erhielt Mayor Stockley von Philadelphia fortwährend Briefe von Deutschland über das Treiben der Agenten Buchanan's daselbst, besonders über das eines gewissen Van de Vyver, genannt Medicus, in London oder auf der Insel Jersey. Es kamen offizielle und private Anfragen über die Universität Buchanans und Mittheilungen über indignirte Auslassungen der Presse, besonders in medizinischen Zeitschriften, über dieses Treiben. Nachdem der frühere Gesandte Schenk in London und der amerikanische Konsul Hancock in Barcelona ebenfalls Klagen über Buchanan erhoben, schrieb auch der Gesandte White von Berlin aus darüber an Sekretär Evarts. Letzterer nahm sich der Sache an; aber von den Nächstbetheiligten war weder die Universität noch Pennsylvanien, noch der ärztliche Verein in Philadelphia zur Hergabe von Geld behufs Verfolgung der Sache zu bewegen. Endlich fand sich ein Privatmann, der Lokal-Redakteur Norris vom „Philadelphia Record", welcher die erforderlichen Mittel vorstreckte und sich selbst der Arbeit unterzog, den Wegen des Diplom-Vermittlers auf Schritt und Tritt nachzuspüren. Das Resultat seiner Bemühungen ist, daß Buchanan jetzt wegen Erschwindelung von Geld unter falschen Vorwänden unter Anklage steht.

Wissenschaft, Kunst und Literatur.

* Das A-B-C der einfachen Buchhaltung von J. H. Parth. (Graz, Leykam-Josefsthal.) Preis 40 Kr. = 80 Pfg., zweite verbesserte Auflage. Die „einfache Buchhaltung" ist ein Theil von Parth's A-B-C der Handelswissenschaften, welche kurz, klar und bündig gefaßten Bändchen, sowohl zum Schul- als auch zum Selbstunterricht bestimmt, sich großer Beliebtheit erfreuen und bereits in vielen Handelsschulen eingeführt sind. Bei dem nur allzuhäufig auftretenden Mangel an Kenntniß einer praktischen Buchführung ist dieses billige Büchlein allen Handels- und Gewerbsleuten, die nicht Zeit haben, umfangreichere Werke zu studiren und darnach ihre Buchhaltung einzurichten, auf das Angelegentlichste zur Anschaffung zu empfehlen.

* In Ernst Rehfeld's Verlag zu Posen ist soeben erschienen: Orts-Verzeichniß sämmtlicher zum Oberlandesgerichtsbezirk Posen gehörigen Ortschaften, enthaltend die sämmtlichen Städte, Dörfer und Flecken der Provinz Posen und des Kreises Deutsch-Krone in alphabetischer Ordnung, mit Angabe des Landgerichts, des Amtsgerichts, des Landrathsamts, des Distriktsamts und der bestellenden Postanstalt. Auf Grund der neuen Gerichtsorganisation nach amtlichen Quellen zusammengestellt von Naumann, Landgerichtssekretär. Die praktische Bedeutung des Büchleins springt in die Augen; die neue Gerichtsorganisation hat ja bedeutende Veränderungen in Betreff der Gerichtszugehörigkeit der einzelnen Ortschaften herbeigeführt.

Briefkasten.

Civis. Jedenfalls müßten wir vor Abdruck den Einsender kennen. Im Uebrigen handelt es sich um eine Denunziation, die wohl am besten direkt bei der betreffenden Behörde anzubringen wäre. Wir möchten dem Einsender zu letzterem Schritte rathen.

Alter Abonnent in Schildberg. Auf Ihre Frage: „Ist ein aktiver Soldat berechtigt, einem Krieger-Verein als aktives Mitglied anzugehören, und bei Festlichkeiten eine für Vorstandsmitglieder des Kriegervereins übliche Schärpe zu tragen?" können wir Ihnen nur erwidern, daß es einem aktiven Militär überhaupt nicht erlaubt ist, irgend einem Vereine, gleichviel welche Bezeichnung er hat, anzugehören. Hieraus folgt auch, daß er bei den Festlichkeiten des Vereins dessen Abzeichen nicht tragen darf.

B. — Buk. Sie fragen uns: „Wird ein Gehülfe (Postgehülfe), welcher bei einem Post-Amte III. Klasse beschäftigt ist, zu den Reichsbeamten gezählt und ist derselbe dieserhalb von der Vorschrift des § 13 der Ober-Präsidial-Verordnung vom 19. Juni 1837, betreffend Beibringung eines polizeilichen Abzugs-Attestes, ausgenommen?" Nach § 19 des Gesetzes vom 31. März 1873 betreffend die Rechts-Verhältnisse der Reichsbeamten, zu denen Sie als Postbeamter unbedingt gehören, sind Sie bei einer Versetzung nicht verpflichtet, ein Abzugsattest beizubringen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Bauer in Posen. — Für den Inhalt der folgenden Mittheilungen und Inserate übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Steckbrief.

Der Arbeiter **Joseph Olejniczak** aus Starołęka, 26 Jahre alt, katholisch, durch Erkenntniß vom 6. Mai 1879 wegen Diebstahls zu 1 Woche Gefängniß verurtheilt, ist flüchtig und nicht zu ermitteln.

Es wird um Strafvollstreckung und Nachricht zu den Akten VI a 306/79 ersucht.

Posen, den 10. Juli 1880.

Königliche Staats-Anwaltschaft.

Bekanntmachung.

In unser Genossenschaftsregister ist eingetragen bei der Nummer 3 **Zniner Kreditverein,** Eingetragene Genossenschaft:

Den Vorstand des Zniner Kreditvereins, Eingetragene Genossenschaft zu Znin, bilden zur Zeit:

1) der Apotheker **Wilhelm Legal** zu Znin als Direktor,
2) der Kaufmann **Carl Schilling** zu Znin als Kassen-Rendant,
3) der Partikulier **Eduard Knispel** zu Znin als Kontroleur,

zufolge Verfügung vom 15. Juli 1880 eingetragen am 15. Juli 1880.

Schubin, den 15. Juli 1880.

Königliches Amtsgericht.

Konkursverfahren.

Das Konkursverfahren über das Vermögen des Kaufmanns **A. Lewy** zu Krotoschin wird, nachdem der in dem Vergleichstermine vom 5. Juli 1880 angenommene Zwangsvergleich durch rechtskräftigen Beschluß von demselben Tage bestätigt ist, hierdurch aufgehoben.

Krotoschin, den 15. Juli 1880.

Der Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.
Ikier.

Nothwendiger Verkauf.

Das in dem Dorfe Sulencin-Hauland unter Nr. 21 belegene, den Wirth **Johann Gottlieb** und **Anna Caroline** geb. **Falkenstein Jung**'schen Eheleuten gehörige Grundstück, dessen Besitztitel auf den Namen der Genannten berichtigt steht und welches mit einem Flächeninhalte von 12 Hektaren 44 Aren der Grundsteuer unterliegt und mit einem Grundsteuer-Reinertrage von 87 Mark 51 Pf. und zur Gebäudesteuer mit einem Nutzungswerthe von 105 Mark veranlagt ist, soll im Wege der nothwendigen Subhastation

den 15. September d. J.,
Nachmittags um 1 Uhr,

im Lokale des Schulzenamts in Sulencin-Hauland versteigert werden.

Schroda, den 15. Juli 1880.

Königl. Amtsgericht.

Bekanntmachung.

Donnerstag, den 22. Juli
Vormittags 11 Uhr,
werden auf hiesigem Bahnhofe **10,000 Kilogr. Würfelkohlen** aus der comb. Hugozwang-Grube bei Antonienhütte meistbietend gegen sofortige Baarzahlung verkauft werden.

Posen, den 19. Juli 1880.

Die Güter-Expedition der Oberschlesischen Eisenbahn.

Bekanntmachung.

Behufs öffentlicher Verdingung der Lieferung des Bedarfs an Brod, Fleisch, Victualien, Fourage, Bivaksholz und Lagerstroh während der vom 1. bis incl. 19. September cr. dauernden Herbstübungen der Königlichen 10. Division bei Rogasen, Miloslaw, Kostrzyn, Pudewitz und Ribjnko, sowie des Bedarfs an Heu und Stroh während der vom 10. bis incl. 31. August cr. dauernden Uebungen der Königlichen 10. Kavallerie-, resp. 20. Infanterie-Brigade bei Schroda und der Gestellung von Fuhren zur Abfuhr der Bivaksbedürfnisse von den Magazinpunkten in die Bivaks und der sonst von den Truppen auf den Märschen zur Abholung der Verpflegungsbedürfnisse aus den Magazinen nach den Cantonnements benöthigten Fuhren, haben wir einen Submissionstermin auf

Mittwoch,
den 28. Juli cr.,
Vormittags 10 Uhr,

in unserem Bureau St. Martinsstraße 42 anberaumt. Die Submissions-Bedingungen für die Naturallieferungen, resp. Fuhrengestellungen liegen in dem vorbezeichneten Bureau zu Jedermanns Einsicht aus und sind auf Grund derselben abzugebende Offerten versiegelt und mit der Aufschrift: „Submissionsofferte für die Lieferung der Manöverbedürfnisse der Truppen der 10. Division pro 1880" an die unterzeichnete Intendantur bis zu dem angegebenen Termin, in welchem die eingegangenen Offerten in Gegenwart der erschienenen Interessenten geöffnet werden, portofrei einzusenden.

Posen, den 19. Juli 1880.

Königliche Intendantur,
X. Division.

Am 30. Juli cr.,
Vormittags 10 Uhr ab, werde ich auf dem Grundstücke **Berdychowo** Nr. 4 verschied. Gartenmöbel, mehrere Sophas, Spinde, Rohrstühle, Lampen, Biergläser u. Flaschen, sowie einige Flaschen Wein öffentlich versteigern.

Hohensee,
Gerichtsvollzieher.

Oels-Gnesener Eisenbahn.

Die Aktionaire der Oels-Gnesener Eisenbahn-Gesellschaft haben in ihrer Generalversammlung am 17. Juni 1879 beschlossen, das Grundkapital der Gesellschaft um den Betrag von 13500 Stück Stammaktien im Nominalbetrage von je 100 Thlr. oder 300 Mark, zusammen 1,350,000 Thlr. oder 4,050,000 Mark, herabzusetzen. Dieser Beschluß ist am 10. Juli 1880 in das Gesellschafts-Register eingetragen.

Wir fordern gemäß Art. 245, 243 des Handels-Gesetz-Buches die Gläubiger der Gesellschaft auf, sich bei derselben zu melden.

Breslau, den 20. Juli 1880.

Die Direktion der Oels-Gnesener Eisenbahn-Gesellschaft.

Familien-Nachrichten.

Die Geburt eines kräftigen **Knaben** beehren sich anzuzeigen

Posen, 20. Juli 1880.

Diffrich nebst Frau, geb. **Schoen.**

Die Geburt eines gesunden Töchterchens zeigen ergebenst an

Bonn, den 18. Juli 1880.

Prof. Schlossmann, Hedwig Schlossmann, geb. **Jaffé.**

Mein lieber Mann, der Schmiedemeister

Wilhelm Dünn,

ist gestern Nachmittag 4 Uhr, nach langem Krankenlager im 65. Lebensjahre gestorben

Mathilde Dünn.

Posen, den 20. Juli 1880.

Die Beerdigung findet am Mittwoch Nachmittags, 5 Uhr, von der Leichenhalle des Kirchhofes auf der Halbdorfstraße aus statt.

Allen lieben Verwandten, Freunden und Bekannten hierdurch die traurige Mittheilung, daß am Sonnabend, den 17. d. M., Nachmittags 5 Uhr, während ich mich auf einer Geschäftsreise in der Nähe von Posen befand, meine mir unvergeßliche theure Frau **Rosalie Bernhardt**, geborene **Bornstein**, unerwartet entschlief.

Bentschen, den 19. Juli 1880.

E. Bernhardt, Optikus.

Meine geehrten Kunden und Geschäftsfreunde bitte ich, da meine diesmalige Geschäftsreise durch vorstehenden traurigen Fall auf 8 bis 10 Tage unterbrochen ist, mir ihre werthen Aufträge gütigst reserviren zu wollen oder dringendenfalls direkte Bestellungen an meine Adresse nach Bentschen freundlichst ergehen zu lassen.

Bentschen, den 19. Juli 1880.

Hochachtend

E. Bernhardt.

Dem Herrn Dr. **Landsberger** sagen für die glücklich vollzogene Operation an unserem Kinde hiermit unseren herzlichsten Dank

F. Lindner u. Frau.

Auswärtige Familien-Nachrichten.

Verlobt: Hr. Emil Schmuck mit Frl. Ida Hoffmann. Hr. Alb. Günther mit Frl. Minna Wernicke in Liebenwalde. Kgl. Seminarlehrer Paul Winkelmann mit Frl. Martha Lehnig in Neuzelle. Landrath Graf von der Schulenburg = Angern mit Louise Freiin von Angern-Stilcke in Wülfingerode.

Gestorben: Frau Louise Meyer, geb. Zachow. Verw. Rentiere Hermine Grube, geb. Kriele. Hr. Max Hiller. Lieutenant Alexander von Schack in Weidenbach. Verw. Frau Majorin von Rexin, geb. Schucht in Saulin b. Lauenburg i. Pomm. Pastor Düsterhoff in Polssen. Hr. August Zipperling in Hamburg. Hr. Rechtsanwalt Dr. Loewe in Kiel. Grubenbesitzer Karl Giebeler in Wiesbaden. Verw. Frau Gutsbesitzer Rosine Emmerich, geb. Labuske in Breslau.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.